

J. Wiegand.

Die Frau in der modernen Literatur.

2. Auflage.

Bremen.
Verlag von Carl Schünemann.
1903.


Digitized by Google

J. Wiegand.

Die Frau in der modernen deutschen Literatur.

J. Wiegand.

Die Frau in der modernen Literatur.

Plaudereien.

2. Auflage.

Bremen.
Verlag von Carl Schünemann.
1903.

Inhalt:

Zur Einführung.

Komm mit, verlaß den Frieden und die Stille deines Hauses. Komm mit, versetze dich mit mir inmitten hinein ins lauteste Getümmel der Hauptverkehrsader einer modernen Großstadt.

Es ist gerade Abend. Aber die Straße ist von blendender Helle übergossen: Die hundert Monde der elektrischen Lampen überflammen sie weit hinunter mit ihrer weißen Lichtglut, bis zu dem Heer der grauen Mietskasernen weit hinten, mit ihren endlosen, gleichförmigen Fensterreihen, die dir so vieles erzählen könnten von dem grauen Dasein derer, die dort ihr Leben fristen.

Du aber wandelst, inmitten der auf und abwogenden Menschen, in lauter Licht. Dir macht er heut fast Freude, der Lärm der Zungen und Füße und Wagen, der bis zu den gigantisch aufgetürmten Stockwerken steigt. Du blickst angeregt auf die Farbeneffekte und die Lichtfülle der Schauläden und denkst: Wie das alles lockt und winkt und blitzt und glitzert hinter den zitternden Spiegelscheiben! Wahrhaftig, wir haben es weit gebracht! Was Geist und Technik, was die Wissenschaft und die Maschine hervorgebracht, hier liegt es alles aufgespeichert und schmeichelt: Kauf mich! Erwirb mich! Und nur die grellen, schreienden Reklameschilder überbieten noch diesen unheimlichen Wettbewerb der Farben und tausend Stoffe, die der Menschengeist entdeckte und darstellte.

Und stolz, ein Sohn deiner Zeit zu sein, schreitest du weiter, wirfst einen Blick auf die Buchläden und denkst: Wie ungeheuer, die Zahl der Wissens- und Dichtungsschätze, wie viel Arbeit, Genie und Gehirnentwicklung in ihnen! Wenn sie mit einem Schlage vernichtet würden, was wären wir wieder? Unwissende Kinder, Wilde.

Und still nachdenklich schweift dein Auge zu dem schmalen Stück blauen Nachthimmel über dir, hinweg über das Gewirr

der funkelnden Telephon- und Telegraphendrähte. Fern und silberweiß glühn dir zu Häupten die Sterne, die tausend flammenden Welten, *über die hinaus* selbst die Flügel der menschlichen Sehnsucht und seines Erkenntnisdranges rauschen.

Und still schreitest du inmitten der schwatzenden, eiligen Menge fort, aber voll heimlichen Jubels. Du denkst:

War je eine Zeit, die groß wie die unsere war? Hat je eine Zeit die Natur erkannt, wie die unsere? Keine hat ihr so tief in die Seele gesehn! Keiner hat sie ihre strahlende Majestät und Herrlichkeit so offenbart, wie der unseren: Der Epoche des Dampfes und der Elektrizität, der leuchtenden Materie und der drahtlosen Telegraphie, der Weltstädte und des Weltverkehrs. Wie glänzend hat sich der Menschengeist gezeigt, eine wie stolze Kultur hat er sich erschaffen, wie hat er über die blinden Kräfte des Weltalls triumphiert, der Mensch, der organisierte Haufen Staub . . .

Und in diesem Glücksgefühle denkst du weiter: Da sich der Mensch eine solche Kultur erzwang, muß er deshalb nicht *glücklich* sein?

Und du blickst fragend auf die vorüberhastenden Menschen, die blaß, gebückt, sorgenvoll, eilig, unruhig an dir vorüberstürmen. *So* sieht das *Glück nicht* aus! Du blickst auf die schreienden Reklameschilder. Du siehst die rasende Konkurrenz der Läden. Die Häusergiganten mit ihrer raffinierten Wohnungsausnutzung! Das Heer der fernen grauen Mietskasernen, der eine Legion von matten Arbeitsmenschen müde zustrebt! Und plötzlich bist du beklommen (wenn du noch ein Herz hast) und weißt: dein Jubel ist unangebracht. Wohl hat sich der Mensch die *Natur* wie nie vorher bezwungen, aber das *Verhältnis von Mensch zu Mensch* war nie so hart als heute, der Kampf ums Dasein nie so bitter, in dieser Übergangsepoche der Überproduktion, der wirtschaftlichen Krisen, der sozialen und der Seelennot, wo der Geist aller Guten mit allen Kräften nach der Fortentwicklung der Gesellschaft drängt, nach einem Lebensglücke aller.

Heute jedenfalls sind alle Menschenkräfte angespannt, dermaßen angespannt, daß nicht allein der Mann, daß auch die Frau, daß Millionen Frauen um ihre Existenz sich abmühn müssen.

Wohl reden auch heute noch manche Kluge: „Ach was, die Frau gehört ins Haus, hinter den Kochtopf! Sie soll für Mann und Haushalt sorgen!" Nur müssen diese ihr dann eben auch den — Mann und den Haushalt beschaffen und zwar in Deutschland, Österreich, Großbritannien, Italien und Frankreich 27 Millionen erwerbstätigen Frauen, die in schweigender Tapferkeit im Joche der Arbeit gehen.

Nicht wahr? Dir scheint es doch auch selbstverständlich, wie viel an Glück und Weh, Elend, Sehnsucht und Tragödien diese 27 Millionen Frauenherzen bergen: die Herzen der Arbeiterfrauen, die sich für ihre Kinder und — wie oft wohl! — für den Mann noch quälen müssen, die Herzen der heimlich Elenden aus den besitzlosen „besseren" Ständen, die nach Arbeit suchen, die Herzen der Mädchen, die ein hartes Geschick jung in einen niedrig bezahlten Beruf warf und die eine unglückliche Liebe aus ihrer Existenz aufs Pflaster schleudert.

So viele Herzen, so viele Schicksale, Schicksale, die in der modernen Literatur, die doch gerade das wirkliche, fast unumfaßbare Leben schildern möchte, ihren Niederschlag finden.

In den ersten achtzig Jahren des letzten Jahrhunderts war es fast nur der Mann, der in seinen Dramen, Romanen, Essays, Novellen und in der Lyrik von der „Frau" erzählte. Oder, schrieb wirklich die Frau, so empfand sie genau wie der Mann. Er war ihr Muster und sie sah genau mit seinen Augen, lehnte sich in der Psychologie, wie in der Darstellung ängstlich an ihn an und verbarg ihr Eigenstes, ihr Weibesempfinden peinlich.

Aber das ist anders geworden, besonders seit der letzten Revolution im Schrifttum und seit die Frauenbewegung sämtliche Schichten der Gesellschaft erfaßte. Man kann getrost behaupten: Auf keinem andern Gebiet ist heute der Anteil der Frau so lebendig und entspringt er aus so leidenschaftlichen und berechtigten Motiven, als wie gerade auf dem des Schrifttums. Ein Feld desselben hat sich die Frau geradezu erobert, das noch am Anfang und in der Mitte des letzten Jahrhunderts ein unbestrittener Besitz des Mannes war: das des Romans. Diente er zuerst dem Manne, um seine Kulturideen, seine Forderungen und Wünsche an die Gesellschaft im Gewande der breiten epischen Darstellung zu formulieren und einen Helden zu zeichnen, dem als idealen Typus nachzustreben sei, so

veränderte er sein Aussehn unter dem gewaltigen Einfluß der Naturwissenschaften dahin, daß er nicht mehr Ausnahmemenschen, ideale Charaktere darstellte, die frei und unbeeinflußt von der Gesellschaft dastanden. Der neuere Roman vielmehr erklärte den einzelnen soziologisch aus der Gesamtheit und stellte ihn als ein Produkt seiner Zeit, seiner Umgebung und fremder Beeinflussung hin. Er entzog dem Einzelmenschen zum großen Teil seine Selbstverantwortlichkeit und erklärte meist die Gesellschaft für die Sünderin, die den einzelnen vergewaltige. Besonders der realistische und naturalistische Roman sind meist solche Anklage- und Protestliteratur.

Mehr als je hat nun gerade die Frau, die durch unser industrielles, gährendes Zeitalter in den Kampf, um die Existenz gedrängt wurde, und die aus diesem Grunde ferner entschlossen ist, mittätig am gesamten Kulturleben teilzunehmen, diese Anklagen und Proteste übernommen und dadurch zum Teil die Herrschaft des Mannes im Roman abgelöst. Aber auch in der Lyrik, in der Novelle, im Essay steht die Frau achtunggebietend da, nur im Drama, mit seiner logischen, konsequenten Führung der Handlung erreichte sie bisher so gut wie nichts.

Betrachtet man nun die Unzahl der schreibenden Frauen näher auf ihre Ziele und ihre Bedeutung hin, so kann man sie drei Gruppen zuteilen:

Die erste besteht aus den gutbürgerlichen Frauen, die tagsüber wacker den Pflichten ihres Haushalts obliegen und in ihren Mußestunden reine Unterhaltungslektüre schreiben. Sie interessieren uns literarisch nicht.

Die beiden andern Gruppen sind von höchstem dichterischen Ergeiz erfüllt. Sie finden ihre Erklärung direkt aus den sozialen Gährungen unserer Zeit. Ihnen gehört unsere Teilnahme.

Die Frau der einen dieser beiden Richtungen strebt nach der Verinnerlichung ihres geistigen Lebens, nach Freiheit der Persönlichkeit und neuen bürgerlichen Rechten. Sie will jedoch nichts für sich, sie will alles für den Mann. Sie will seine tapfere Mitkämpferin sein, um sich mit ihm all den schweren Anforderungen des modernen Lebens gewachsen zu fühlen. Sie will eine neue Weiblichkeit, in höchster Harmonie die physische Kraft und Bildung; sie will die höchste Steigerung eines tiefen, echten Weibesempfindens, und verlangt vom Manne

die volle Anerkennung der Persönlichkeit, auch in betreff der bürgerlichen Rechte.

Die dritte Gruppe geht noch weiter. Sie will ihre Ideale für sich verkörpen; sie will ganz frei vom Manne sein. Sie will mit ihm den Kampf bis aufs Messer, sie will die faktische Geschlechtslosigkeit, die keine Eheherrschaft des Mannes mehr anerkennt.

Selbstverständlich sind beide Strömungen nicht so schroff getrennt. Sie verfließen recht oft ineinander. Dargestellt werden beide Typen sowohl durch die Frau der bürgerlichen Welt und der höchsten Gesellschaftskreise, wie durch die Proletarierin, die natürlich an der Seite des Mannes auch noch für ihre sozialen und ökonomischen Ideale kämpft.

Wie du begreifen wirst, ist der Ton dieser ganzen gährenden Frauenliteratur auf Sturm gestimmt. Sie stellt Forderungen und Befehle an den Mann, sie hat Anklagen und Wünsche und begehrt oft leidenschaftlich auf. Sie ist tendenziös, trotz gelegentlich wundervoller Gestaltungskraft. Sie ist voll wilder Schmerzensschreie und schmetternder Kriegsrufe.

Du lächelst und denkst: So mag sie halt. Diese ganze neue Frauenliteratur macht uns nicht bange. Ihre Ideen, ihre Forderungen sind närrisch. Und dabei sind sie noch nicht mal neu!

Neu? Nein, wohl nicht alle. Wenn auch viele.

Nun, denkst du schmunzelnd weiter: Dann wird die Welt über die neuen gerade so zur Tagesordnung übergehen, wie über die alten!

Meinst du? Wer weiß. Früher waren diese Ideen und Wünsche individuell. Heute jedoch kommen sie aus sozialer Einsicht vieler Millionen.

Du meinst, ob das auch richtig sei? Dann müßten wir die Bewegung der Frau, soweit sie die Literatur berührt, einmal kurz durchstreifen?

Gut. Aber nur in Deutschland und vom Wiederaufblühn des deutschen Geistes im 17. Jahrhundert an. Weißt du, das giebt uns dann auch einen gut fundierten soziologischen Unterbau.

So komm denn und folge mir: Folge mir aus dem blendenden Lichtmeer der elektrischen Monde und dem tosenden Wagen- und Trambahngerassel dieser Straße in die dunkle Zeit der Unschlittkerze und des Posthorns.

I.

Frauenbewegung und Frauendichtung im 17. Jahrhundert.

Nein, so funkelnagelneu und niedagewesen, wie es uns die moderne Frauendichtung glauben machen möchte, sind manche ihrer Probleme nicht. Man braucht sich nur in die unglücklichste Epoche des deutschen Volks zurückzuversetzen, in welcher es sich mühsam und zaghaft aus dem Blutmeer und der wilden Verheerung des Dreißigjährigen Krieges wieder zur Kultur heraufrang, und man findet auch schon eine Frauenbewegung mit literarischen Niederschlägen, eine Bewegung ohne soziale Forderungen allerdings, ohne starke ethische Motive, kleinlich und nüchtern in der Weite ihrer Ziele, aber dennoch eine Bewegung, in welcher schon der Schrei nach Bildung, nach dem Studium und der Gleichachtung der Weibespersönlichkeit erklingt.

Wirklich, diese Zeit nach dem entsetzlichen Religionskriege ist eine seltsame: Eine ungeheure Sehnsucht nach Frieden und Versöhnung aller Gegensätze durchzieht die müde, gequälte deutsche Menschheit. Aber die starre Theologie kennt keine Versöhnung, nicht einmal die einzelnen evangelischen Konfessionen kennen sie. Es ist eine sehr seltsame Zeit, die Epoche nach dem Kriege: Voll wildem Glaubensfanatismus und frecher Glaubens- und Sittenlosigkeit, voll Schuld und Schicksal, Habgier und zum Himmel schreiendem Elend.

Seltsam, und schon wird diese gepeinigte und bange Menschheit, die nur Ruhe und Ruhe haben möchte, bereits wieder in ihren erleuchteten Geistern von neuen Problemen bestürmt, mit beklemmender Gewalt bricht die Welt der Tatsachen, brechen die naturwissenschaftlichen Entdeckungen über sie herein.



Das Mikroskop und das Fernrohr erschließen der Menschheit die Welt der Sinne. Keppler durchforscht die Himmelsräume. Galilei entdeckt die Fallgesetze. Toricelli berechnet den Druck der Luft. Otto von Guericke erfindet die Luftpumpe. Harvey enthüllt den wahren Blutkreislauf, Boyle die Spannung der Gase.

Die unübersehbare Tragweite ihrer Entdeckungen hat für die Entdecker selbst etwas Furchtbares, Einschüchterndes. Sie fürchten, der Irreligiosität geziehen zu werden und suchen zitternd nach einer Harmonie von Glauben und Wissen. Viele finden sie, finden sie in der Mystik Jakob Böhmes, der sich in seiner stillen, dunklen Schusterstube selig an seinen kosmischen Träumen und inneren Offenbarungen berauscht.

Es ist eine seltsame Zeit, das 17. Jahrhundert, und es hat seltsame Männer, rätselvolle Frauen.

Da ist zum Beispiel eine, deren Schicksal durch den Zwiespalt ihres Wesens geradezu typisch für die Frauen der Epoche ist, und die es sich sicher nicht träumen ließ, daß ihr Leben fast ein Abbild mancher Emanzipierten des zwanzigsten Jahrhunderts würde.

Sie lebte auf der roten Erde Westfalens, im Kloster zu Herford und zwar in einer seltsamen Gesellschaft: Sie war die Genossin Jean de Labadies, eines mystischen Schwärmers, welcher eine sozialistisch-religiöse Sekte mit völliger Gütergemeinschaft begründete und welcher sich des hohen Schutzes Elisabeths, der edlen Tochter des unglücklichen Winterkönigs Friedrich von der Pfalz, erfreute.

Diese Frau, Anna Maria Schürmann, hat, wie später eine Gräfin Ida Hahn, alle Weltlichkeit von sich geworfen, sie lebt nur noch den mystischen Extasen, an der Seite ihres Herrn und Meisters Jean de Labadie, dem sie auch, als hochbetagte Greisin von Herford vertrieben, in die Verbannung folgt.

Sie ist ein Opfer ihrer Lebens- und Seelenangst geworden, wie viele Frauen ihrer Zeit, die ebenfalls „wissend“ waren und — gemütskrank wurden.

Anna Maria von Schürmann,*) eine Deutsch-Nieder-

*) Zur näheren Kenntnisnahme dieser Epoche weisen wir auf das schöne Werk von Adalbert von Hanstein: „Die Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens“ hin. (Leipzig, Verlag von Freund & Wittig.)

länderin, war wohl die erste, die auch für ihr Geschlecht das Recht auf Bildung verlangte. 1607 zu Köln geboren, wächst sie in dem Wohlstand und Luxus eines adligen Hauses auf. Gequält von unsäglichem Wissensdurst, lernt sie elf Sprachen, darunter Hebräisch, Chaldäisch, Arabisch, Syrisch, Griechisch und Türkisch. Sie empfindet auch eine heftige Liebe zu den Wissenschaften und den schönen Künsten und streitet in ihrer „Dissertation“, einer lateinischen Abhandlung, sehr kampfesmutig, wenn auch allerdings mit den scholastischen und religiösen Argumenten ihrer Zeit für Frauenbildung und literarisches Schaffen.

„Da die Frau,“ erklärt sie, „eine schwächliche und zur Unbeständigkeit neigende Veranlagung des Geistes und des Temperaments besitzt, so bedarf sie — als eines Gegengewichts — am dringendsten einer gründlichen und andauernden Beschäftigung, die sie am besten in den Wissenschaften und Künsten finden könnte.“

In ihrem heißen Drange nach Bildung steckt geradezu etwas von der Sucht, sich selbst und ihrem Geschlecht zu entrinnen. Den Einwand ihrer Gegner, daß die Frauen im allgemeinen doch gar keine Neigung zu den Wissenschaften und den Künsten besäßen, macht sie zunichte, indem sie erklärt: Dieser Einwand sei solange unhaltbar, solange man es nicht der Frau gestatte, sich in allen Berufen betätigen zu können, eine Argumentation, die auch noch bei unsern Frauenrechtlerinnen wiederkehrt.

Die phänomenale Bildung der Schürmann wirkte auf die gesamte deutsche Kulturwelt, sie wurde als das „Wunder des Jahrhunderts“ bestaunt. Kaum hatte sie sich jedoch in die Arme der mystischen Sekte geworfen, so überschütteten die Männer und die Kirche sie mit Hohn und Spott und benutzten ihren Abfall als eine Waffe gegen alle Frauen, die ebenfalls aus der Enge des geistigen Horizontes dürsteten.

Das zwiespältige Wesen der Schürmann war für die Frauen ihrer Generation sehr typisch, und es entwickelten sich bald in der aufstrebenden Frauenwelt zwei Gruppen:

Die eine, welche die Verstandeshaften, Nüchternen umfaßte, führte der Drang nach Bildung durch die Gelehrtenstube und die Universität; die andere, die mystisch Veranlagten, durch die

Lehrzellen der Kirche und der Pietisten. Beide Richtungen wurden durch Fürsten-, Adels- und Professorentöchter und Töchter sehr bemittelter, aufgeklärter Bürger dargestellt. Das große Bürgertum jedoch blieb hartnäckig am Alten hängen, es erstarb in dürrer Pedanterie und nüchterner Verständigkeit und wollte nichts von „gebildeten" Frauen wissen, trotzdem ein August Hermann Franke und ein Amos Comenius sich feurig auch für Mädchenbildung engagierten. Deshalb schloß auch der Kaufmann in Bremen sowohl, wie in Hamburg und Frankfurt Frau und Töchter ins Frauengemach, wenn er Besuch erhielt, und wo Männer redeten, hatten die Frauen einfach zu schweigen. Die Gelehrten selbst widersetzten sich der Frauenbildung und dem Frauenschaffen nicht, das beweisen eine ganze Reihe gelehrter Werke, wie Paullinis „Hoch und Wohlgelahrtes Teutsches Frauenzimmer", Ebertis „Eröffnetes Kabinet des gelehrten Frauenzimmers, darinnen die berühmtesten dieses Geschlechts umbständlich vorgestellet werden". Das vergnüglichste Werk dieser Art aber ist Lehms „Teutschlands galante Poetinnen", das eifrig für die Frau als Wissenschaftlerin und Poetin kämpft und die alte Frage, „ob die Weiber auch Menschen seien", einfach behohnlächelt.

Trotz aller Hindernisse wuchs also die Frauenbewegung und die Frauendichtung lustig weiter; besonders kämpfte die Gruppe der Verstandeshaften einen heftigen Kampf für ihre Ideale. In Leipzig, einem Brennpunkte damaliger Bildung, erhielt sie plötzlich sogar einen mächtigen Bundesgenossen, den Professor Gottsched, der 1724 die erste deutsche Frauenzeitung, „die vernünftigen Tadlerinnen", herausgab.

Zwar waren die Namen der drei ersten Mitarbeiterinnen „Calliste, Phyllis und Iris" fingiert, Gottsched selbst steckte hinter ihnen; aber es dauerte nicht lange, so scharte sich ein ganzer Stamm emanzipierter Damen um ihn, die Kulmus, seine spätere Gattin, die Zieglerin, eine schwer Radikale, die Frau von Breßler, die Anna Maria Pflaum und wie sie alle heißen, „Dichterinnen", die sämtlich in der ledernen, nüchternen, poesiebaren Manier ihres Herrn und Meisters „dichteten". Trotzdem gebührt Gottsched ein großes Verdienst. Er hat durch die Neuberin, der temperamentvollen Schauspieldirektorin, Deutschland zur Reform seines Theaterwesens verholfen. Er, wie seine geliebte Adelgunde Kulmus, übersetzten dem Theater

eine ganze Reihe französischer Bühnenwerke, gegen deren Hegemonie allerdings Lessing später grimmig wetterte.

Kamen die Poetinnen einerseits, wie z. B. die Zieglerin, durch Gottscheds mächtige Unterstützung zur feierlichen Dichterkrönung durch die Universität, so gelang es ihnen andererseits bereits, sich in den Wissenschaften die höchste akademische Würde, das Doktordiplom, zu erringen, so z. B. der Frau Erxleben 1755 in Halle.

Natürlich blieb bei dem Unwesen, das diese trockenen, pedantischen gelehrten Frauen in ihren „Dichtungen", wie im Leben trieben, der Gegenschlag nicht aus. Die Leipziger Studentenschaft verspottete das gelehrte Frauentum in bitter satyrischen Versen, die in ganz Deutschland Widerhall fanden und jubelnd überall gesungen wurden:

„Ihr Schönen, höret an,
Erwählet das Studieren,
Kommt her, ich will euch führen
Zu der gelehrten Bahn,
Ihr Schönen, höret an:
Ihr Universitäten,
Ihr werdet zwar erröten,
Wenn Doris disputiert
Und Amor präsidiert,
Wenn art'ge Professores,
Charmante Auditores
Verdunkeln euren Schein,
Gebt euch geduldig drein.

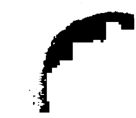
Kontinuiert drei Jahr,
Dann könnt ihr promovieren
Und andere dozieren.
O schöne Musenschar,
Kontinuiert drei Jahr,
Ich sterbe vor Vergnügen,
Wenn ihr anstatt der Wiegen
Euch den Katheder wählt,
Statt Kinder Bücher zählt.
Ich küßt euch Rock und Hände,
Wenn man euch Doktor nennte,
Drum, Schönste, fang doch an,
Kommt zur gelehrten Bahn."

Wie bereits angeführt, lief neben diesem Trachten der Frau nach reiner Verstandesbildung noch ein anderes. Es quoll aus dem wilden Jammer der Zeit und wurzelte in einem dunklen, mystischen Glaubensempfinden. Einer großen Schar von Frauen, den Stillen im Lande, war am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dieser fromme, nach Verinnerlichung drängende Wesenszug eigen, aus dem der Literatur, mehr als von der andern Gruppe, reiche Frucht erwuchs: manches innige Frauenlied und das poetische Genie Klopstocks, des ersten Führers unserer klassischen Epoche.

Mit welchem lodernden Sinnenfeuer und heiligem Empfinden, mit welcher Frische, Wucht und Größe übertönen seine Oden und Gesänge auf einmal den nüchternen, pedantischen Chor der Gottschedianer! Wie triumphiert der männliche Ernst seiner Gesinnung, der Sturm seiner Begeisterung über die öde Unfruchtbarkeit der damaligen, dilettantischen Frauendichtung!

Mit ihm schlägt eine neue Literaturepoche die Augen auf, die der Lessing, Goethe, Herder, Schiller und der Stürmer und Dränger, die mächtig angefeuert werden von dem noch alles überragenden Denker- und Dichtergenie eines Franzosen und Plebejers, Jean Jaques Rousseaus.

Unter den Kämpfen dieser Schaffenden erringt die Frau, soweit sie den besseren Ständen angehört, natürlich mehr, als in ihrem Kampf im siebzehnten Jahrhundert, der doch eigentlich nur der Mädchen- und Frauenbildung galt und der Anerkennung, überhaupt Mensch zu sein. Durch die Dichter und Denker der klassischen Epoche ringt sich die Frau ganz frei von allen Vorurteilen, wird sie die Trägerin, Priesterin und das Ideal der Humanität und tatsächlich Schriftstellerin, die den ersten modernen Frauenroman schreibt, die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“. Die Frau wird gesellschaftlich frei, d. h. natürlich, soweit sie den privilegierten Klassen angehört. Denn das Bürgertum und das Proletariat, der tatkräftige dritte Stand und der sich kaum regende vierte, brechen sich erst zur vollen Anerkennung ihrer Menschenrechte in der französischen Revolution durch, und von da erst beginnt, in einer sozial ganz neu geschichteten Gesellschaft und einem wirtschaftlichen Novum, wie es die Erde nie vorher sah, die eigentliche Frauenfrage und die Epoche des Weibes als Dichterin. Von all dem im folgenden.



II.

Jean Jaques Rousseau. Die deutschen Frauen. Die französische Revolution.

„Ich bin ein armer Geselle,
Bin ein verblendeter Tor,
Gleiche der schwankenden Welle,
Die sich am Strande verlor.“
Brachvogel: Narciß.

Man muß ihn sich vorstellen, Jean Jaques den Eckigen, den Häßlichen, den fahrigen Abenteurer, der als ein leichtsinniger Uhrmacherlehrling aus Genf in die Welt hinausläuft, den sein Sonderling von Vater förmlich mit Romanen überfütterte, der sein calvinisches Bekenntnis mit dem katholischen so gleichgültig wechselt, wie ein Kleid mit dem andern, der in Italien die Hilfe wohlwollender Großer verscherzt, nur um seiner Freiheit, seiner Freiheit leben zu können!

Man muß sich ihn, den armseligen Notenabschreiber in Paris, der plötzlich eine paradoxe Preisschrift schreibt und einen sensationellen Opernerfolg erringt, man muß sich ihn als den Mittelpunkt, als das bestaunte Wundertier der üppigen, goldüberladenen Rokokosalons denken und umringt von einer Schar lächelnder, blasierter, tiefdekolletierter Damen der höchsten Aristokratie, die berauscht, fasziniert von dem Genie und der Glut der großen Augen dieses Mannes sind.

Sie haben stets heftig auf ihn gewirkt, die geistreichen, sinnlichen, Damen des ancien régime, und er ist mit ihnen durch den Schlamm gegangen, er hat ihnen bis in die letzte Falte ihres Wesens gesehn. Aber obgleich er sie genossen, obgleich er mit einer niedrigen Schenkmamsell, der Thérèse Levasseur, einen Bund fürs Leben ohne Priestersegen schloß und seine Kinder ins Findelhaus steckte: Tiefinnen in der Seele dieses hin und her, auf- und abgeschleuderten und von seiner korrumpierten Zeit tief Angefressenen lebte ein verzehrender,

qualvoller Drang nach Reinheit, Gutsein, Lauterkeit, nach einer wunderbaren neuen Menschlichkeit, die ihn, in vielen Augenblicken sich selbst verachten lehrte.

Mag so der Eindruck seines Lebens ein zwiespältiger sein, leugnen läßt sich trotzdem nie: daß eben nur dem, der mit durch den ganzen Schlamm des Lebens ging, der sah, wie schlecht, wie abgewirtschaftet, wie verkünstelt und leichtfertig seine Zeit ist, daß nur in dem, ist er ein begnadeter Dichter oder Philosoph, die ganze furchtbare Sehnsucht lebt, sich herauszutasten aus dieser Zeit, sich hinüberzutasten in eine neue, in eine Welt der Reinheit, ursprünglicher Natürlichkeit, der Gerechtigkeit und Kraft, der sittlichen Regeneration.

Jean Jaques Rousseau, der Widerspruchsvolle, der äußerlich all den Lastern des ancien régime anheimfiel, innerlich drang er durch zu der großen Selbstläuterung, aus der dann seine Werke wuchsen, die Romane „Julie oder die neue Heloise“ und der „Emil“, sowie seine politische Schrift „Der Gesellschaftsvertrag“, Werke, die er der gesamten französischen Aristokratie entgegenschleuderte.

Aber seltsam, diese Aristokratie, die sich so verkünstelt hatte und nur noch den Sensationen ihrer Nerven lebte, sie empfand die ungestümen Anklagen Rousseaus kaum, sie sah in seinen Büchern wenig mehr, als ein Mittel zu neuen Sensationen. Sein erschütternder Seelenschrei: „Zurück zur Natur!“ Fort mit dieser Art von Kultur, die eine kleine Zahl von Gewalthabern physisch und psychisch ruiniert und die große Volksmasse verelendet! — sein Aufbäumen gegen den raffinierten Materialismus der Großen, gegen alle Standesvorurteile und die Heuchelei, gegen die herrschenden Gewalten und den Zwang der Gesellschaft; seine Schilderung der Julie, seines weiblichen Ideals, die sich tapfer in ihrer Ehe durch Versuchungen und Seelenkämpfe zur wahren Keuschheit, Reinheit und Treue des Weibes hindurchringt; seine natürgemäße Erziehung des Emil und der Sophie, in schöner Zwanglosigkeit und in freier Gottesnatur: All das bezauberte, faszinierte diese seltsame Aristokratie und riß die leichtfertigsten Damen zu Tränen der Rührung und der Ergriffenheit hin und ließ in den Köpfen der kapriziösesten, die sich, wie Hippolyte Taine schreibt, kaum außerhalb ihres Salons zu bewegen vermochten, eine neue Marotte auftauchen, die raffinierte Idee: Natürlich zu werden! Aufs Land

hinauszuschwärmen! Eine Art ideales Schäfer- und Bäuerinnendasein zu spielen!

Wie es jedoch allmählich immer wilder in den Tiefen ihres Volkes rumorte, wie diese selben Werke Rousseaus, die sie so lockten, furchtbare Brennstoffe der Empörung ihres Volkes wurden, das merkten diese idealen Schäferinnen nicht. Sie spielten und liebten, bis auf einmal der 14. Juli 1789 hereinbrach, die Revolution . . .

Auch in Deutschland war der Eindruck der neuen Heloise und des Emil ein ungeheurer.

Fanden die beiden Werke doch auch hier einen Boden, den ein Klopstock und seine dichterisch Mitstrebenden, den die regsame Schar jener — früher genannten — Frauen, die nach einer Verinnerlichung des weiblichen Seelenlebens strebten, schon tief für die Rousseausche Gefühls- und Ideensaat aufgepflügt hatten. Wie Erlösern jubelte deshalb sowohl die männliche, wie die weibliche Jugend beiden Büchern zu. Man schwelgte in ihnen. Man vergoß Tränen über die engelgleiche Julie, über Saint Preux und Wolmar und trachtete, ihnen gerad so gefühlvoll nachzuleben.

Die sechziger und siebziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts wurden unter dem Einfluß Rousseaus in Deutschland geradezu die Epoche eines ganz einzigen Gefühlsüberschwangs, verstiegenster Empfindungstrunkenheit, eine Epoche, welche die Freundschaft heilig sprach, die Liebe ätherisierte und in der sich die gesamte Jugend leidenschaftlich verbrüdert fühlte und die jungen Männer sich wie schwärmerische Mädchen gebärdeten.

Die Gruppe jener starkgeistigen Frauen jedoch, die nach Wissen, Verstandeskultur und beruflicher Selbständigkeit rang, wurde jetzt auf einmal förmlich in Verruf erklärt, und sie besaß keine tolleren Feinde, als die jungen revolutionären Genies, als Goethe, Herder, Wieland, Lenz und Klinger, denen der Kampf gegen alle Unnatur und Pedanterie, gegen den Regelkram und die Professorengelehrsamkeit gleichzeitig auch ein Kampf war gegen das gelehrte Weib.

Gretchen, das holde, hingebende Kind, war selbst das Frauenideal eines solchen Himmelsstürmers wie Goethe, Gretchen, das da so unschuldsvoll und naiv stammelt:

„Du lieber Gott! was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da
Und sag zu allen Sachen ja.“

In dieser Epoche der überschwenglichen Empfindsamkeit, in der sich seltsamerweise auf einmal die Frauen viel freier ins Leben wagen und wunderliche Abenteuer erleben, Romane und Herzensgeschichten, in dieser Zeit wurde der deutsche Roman geboren, und zwar war es eine Frau, Sophie La Roche, die zuerst auf diesem Felde die Palme des Sieges errang.

Sophie La Roche war die Gattin eines höheren Beamten des Kurfürst-Erzbischofs von Trier und wohnte mit ihrem Gatten in dem lieblichen Tale von Ehrenbreitstein. Sie war wohl eine der ersten deutschen Frauen, die stolz von sich sagen durfte, daß in ihrem gastlichen Salon wohl jede Schattierung von Talent verkehre und ein inniges Freundschaftsband sie mit jedem der deutschen Dichtergenies umschließe.

„Sie war die wunderbarste Frau," sagt Goethe von ihr, „und ich wüßte ihr keine andere zu vergleichen. Schlank und zart gebaut, eher groß als klein, hatte sie sich bis in ihre höheren Jahre eine gewisse Eleganz der Gestalt sowohl als des Betragens zu erhalten gewußt. Ihr Betragen war gegen jedermann vollkommen gleich. Sie sprach gut und wußte dem, was sie sagte, durch Empfinden immer Bedeutung zu geben."

Ihre „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" hat sie nach doppeltem Muster geschrieben. Die abenteuerliche Handlung nahm sie herüber von dem Verfasser der „Clarissa", von dem empfindsamen Engländer Richardson, während ihr die Briefform und die Weltanschauung Rousseau gab.

Selbstverständlich stand eine Frau im Brennpunkte der Handlung, eine „schöne Seele", ein Engel an Tugend und Reichtum der Empfindung, der in diesem Tal der Tränen ganz unerhört dulden muß, sich aber stets dabei das gütevolle Herz bewahrt. Man stellt ihrer Unschuld Fallen auf Fallen. Man zwingt sie fast, die Maitresse eines Fürsten zu werden. Ein Lord Derby lockt sie vor den Traualtar und fügt ihr die Schmach zu, sich nur scheinbar mit ihr trauen zu lassen. Aber ihre Tugend triumphiert, sie flieht in tiefer Verzweiflung und kommt erst zur Ruhe als Gesellschafterin einer Lady Summers in England. Aber auch hier noch kreuzt der furchtbare Dämon ihres Lebens, der sinnentolle Lord, ihre Bahn. Er läßt sie in die Bleibergwerke Schottlands schleppen und einkerkern, als sie sich ihm nicht preisgeben will. Aber ihre

engelgleiche, gütevolle Tugend siegt. Sie wird durch einen edlen Verehrer, Lord Rich, gerettet und reicht ihm die Hand fürs Leben. Ihr Feind aber stirbt an schrecklichen Krankheitsqualen.

Dieser abenteuerliche Roman, der Roman einer weiblichen Unschuld, welche in allen Lebenslagen ein unerhörtes Beispiel standhafter Tugend und engelgleicher Güte gibt, fand eine ungeheure Resonanz in allen gefühlvollen Seelen, eben weil er der typische Ausdruck der Zeitstimmung war. Der junge Herder, Wieland u. a. begrüßten ihn mit hoher Freude, und der Stürmer Wolfgang, der gerade vor seinem „Werther“ stand, schleuderte allen abfällig urteilenden Kritikern stolz die Worte entgegen: „. . . Alle Herren irren sich, wenn sie glauben, sie beurteilen ein Buch — es ist eine Menschenseele; und wir wissen nicht, ob diese vor das Forum der großen Welt, des Ästhetikers, des Zeloten und des Kritikers gehört.“

Es ist, als ob der junge Werther-Dichter bei diesen Worten schon an die Idealgestalt seines Romanerstlings dachte, an die holde, einfache Gefühlsnatur der Lotte, die bald ganz Europa entzücken und an die Stelle des „Fräuleins von Sternheim“ treten sollte. —

Und noch einmal rührt der Roman einer Frau alle Gemüter auf, ein Werk, das im Jahre 1784, als die Epoche der Empfindsamkeit schon fast verrauscht war, erschien: Helene Ungers Pensionsgeschichte „Julchen Grünthal“.

Die Zeit ist doch weitergerückt: War auch der geistige Befreiungskampf der Frau eine Weile ins Stocken zu bringen, auf die Dauer hindern ließ er sich nicht. Immer weitere Schichten erfaßte der Ruf nach Frauenbildung und Frauenberufstüchtigkeit. Die Mädchenpensionate wuchsen förmlich aus der Erde, die Pensionate mit ihren Vorzügen und ihren — Schwächen.

Gegen diese macht „Julchen Grünthal“ ganz energisch Front. Ist das Buch auch zweifellos nicht bedeutend als Dichtung, so ist es doch eine kulturgeschichtliche Tat und einer der ersten Anklageromane aus weiblicher Feder.

Es zeigt den Werdegang eines einfachen natürlichen Landmädchens, das in ein französisches Pensionat kommt, um den höheren Schliff zu lernen. Dieser Schliff besteht aber in Wahrheit in der Aneignung französelnder Unnatur und Ober-



flächlichkeit, in der Lektüre frivoler Romane und der Ausbildung alberner Sentimentalität, und das Resultat ist natürlich eine „halbe Unschuld", die im Roman mit einem Grafen auf und davon geht und verkommt.

Das Buch ist ein flammender Mahnruf an die Eltern, sich auch um die Erziehung ihrer Töchter zu bekümmern und erregte als solcher ein starkes Aufsehn. Selbstverständlich kam es der Frauenbewegung sehr zu statten. Diese betonte am Schlusse des Jahrhunderts nicht mehr allein das Recht auf Bildung, sondern ebenso sehr das Recht auf Arbeit und wurde hierin sonderbarerweise von der neuen Generation der Männer wieder unterstützt. Selbst zu dem Studium ließ man die Frauen wieder zu, und es hielt z. B. an der Hochschule von Erlangen ein Dr. Mottiack 1789 direkt „Vorlesungen für Frauenzimmer". Nach ihm hat nicht nur der Mann, sondern die ganze Menschheit Anspruch an die Frau. Erst komme sie selbst, als Persönlichkeit, dann erst als Hausfrau und Mutter. Wer denkt nicht unwillkürlich bei diesen Forderungen an eine „Nora", mit ihrem zähen Selbstbehauptungstrotz!

Wie die Gelehrten, so denken auch die Dichterfürsten in der Epoche ihrer Reife anders über die Frau. Durch allen Sturm und Drang und die Tage der hochaufwallenden Gefühle hindurchgetrieben, findet jetzt gerade die Frau, die durch das Wissen ging, aber dennoch ihr tiefes Weibesempfinden behielt, die künstlerische Verklärung in ihren Werken.

Sie hatten auch gute Vorbilder für ihre Kunst, die Dichterfürsten, an dem heiteren Musenhofe zu Weimar, mit seiner Devise: Es lebe die Freude! wo sich noch einmal vor der großen Revolution alles zusammenfand, was Deutschland an Frauenschönheit, Frauenkultur und Frauengenie hervorgetrieben. War nicht eine Charlotte von Kalb darunter, die „Titanide", von der Jean Paul schrieb: „Sie hat zwei große Dinge, große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele?" Sind ihre Ideen über die freie Liebe, über Genie und Irrsinn, über die Natur, sind ihre Briefe an Jean Paul, an Schiller nicht wie hingeschleuderte Genieblitze! Da war auch eine Charlotte von Stein, die einen Goethe zur Iphigenie beflügelte, eine Großfürstin Maria Paulowna, eine Amalie von Imhoff, eine Karoline von Wolzogen, und nicht zuguterletzt eine Rahel und

Bettina, deren glänzende Geistesgaben und kühnen revolutionären Ideen später den ganzen Kreis der Romantiker an sich zogen.

Wie ein Gewitterwind aber brauste in diese Schar genialer Frauen, deren eigene schöpferische Kraft allerdings nicht viel bedeutete, die Frau von Stael herein. Sie brachte Sturm in den lebens- und kunstseligen Kreis von Weimar, mit ihrem männlich aktiven Temperament und ihrem ungestümen Drange, alles „Geistige für das Leben und den Staat zu verwerten“. In ihr lodert schon der neue Geist, der die Frauen 1793 in den Nationalkonvent hineintreibt mit der Forderung: Wir wollen nicht nur das Recht auf Bildung und Arbeit, wir wollen auch das politische Recht und die Gleichheit der Geschlechter vor dem Gesetz! In der Frau von Stael flammt wirklich schon der Geist der französischen Revolution, die alle Verhältnisse des Lebens um und um rüttelt und unser 19. und 20. Jahrhundert gebiert, die Epoche der Maschine, die mit ihrer ehernen Rede und ihrem feuersprühenden Atem neben den Männern auch eine endlose, blasse Schar von Frauen in ihre Dienste zwingt und die am letzten rüttelt, was früher der Gesellschaft Ruhe gab: an der Liebe, an der Ehe, an der Familie und am Staate und welche eben die Probleme in die Welt wirft, die unser modernes Dichtergeschlecht kühn aufgreift, um der Menschheit einen neuen Frieden mit erringen zu helfen.

III.

Die dichterischen Probleme der Frau.

Es fragt sich nun: Welches sind denn eigentlich die Ideen und Stoffe der modernen schaffenden Frau? Woher nimmt sie dieselben?

Nun: die große Mehrzahl der schreibenden Frauen stammt natürlich aus dem Bürgertum. Andere kommen aus der Aristokratie, manche aus dem Proletariat.

Von vornherein durch die Geburt, die Erziehung, die Familie und durch andere Milieuumstände in eine gewisse

Richtung der Entwicklung gedrängt, bleibt die schaffende Frau naturgemäß auch meist in einem gewissen Verhältnis zu dem Kreise, dem sie entstammte, und ihre Bücher sind in Wahrheit meist nichts anderes, als eine Zeit- und Seelengeschichte ihrer Gesellschaftsklasse.

Geben wir also ein Bild der Freuden, Leiden und Kämpfe, mit welchen die Industrie-Entwicklung Deutschlands das Bürgertum, das Proletariat und die Aristokratie bedachte, so haben wir zweifellos ein naturgetreues Bild aller Probleme der Frauendichtung unserer Tage.

Die Industrie-Entwicklung Deutschlands riß nicht nur die Proletarierin an die Maschine und in die Erwerbsarbeit. Sie brachte auch der bürgerlichen Familie einen verschärften Kampf um die Existenz. Sie brachte ihr zum Teil sogar den Ruin, die Auflösung.

Hört man sie nicht so oft, die bitteren Seufzer: Ach, wie sollen wir uns nur noch halten! Wie sollen wir mit unsern Mitteln noch durchkommen, wo der Haushalt immer kostspieliger wird, wo der Arbeitsertrag infolge der Überproduktion und der Überfüllung der Berufe immer erschreckender hinter der Arbeitsleistung zurückbleibt! Wie können wir da noch für unsere Kinder sorgen! Womit unseren Mädchen eine Mitgift schaffen! Die bürgerlichen jungen Leute, wollen sie weiter, haben ja selbst schon schwer genug für sich zu kämpfen: wie werden sie da noch unsere Töchter ohne Mitgift nehmen!

Ach was, denkt dann wohl manche resolute Mutter bei diesen Seufzern, meine Töchter sind ja hübsch, sie finden wohl noch immer „Einen“.

Wie nun aber, wenn der Bewerber ausbleibt? Was sollen die Mädchen dann beginnen? Ihr Lebtag ein wenig Staub abfächeln, ein wenig häkeln, ein wenig „brennen“, ein wenig große Dame spielen vor der Welt, der Welt des — Scheins?

Oder sollen sie ernsthaft arbeiten? Manche Mutter zaudert mit der Antwort nicht lange: Arbeiten, meine Tochter? Ich bitte Sie, wir sind eine gebildete Familie! Und wenn wir es auch noch so nötig haben: hinterm Tresen stehen, oder Telephonistin werden, oder sich überhaupt von ihrer Hände Arbeit nähren, das sollte unser Kätchen? Niemals! Denn Sie wissen wohl nicht: daß jedes junge Mädchen, das da arbeitet — und schlüge

es sich auch noch so tapfer durchs Leben — in den Augen „unseres Standes“ eine Stufe tiefer sinkt, ins — Proletariat.

Und so muß Kätchen denn warten. Und sie sehnt sich und sehnt sich, und es kommt kein Prinz aus dem Märchenland und erlöst sie, und Kätchen lebt ein erschütterndes Mädchenschicksal, ein Dasein voll ungeheurer Leere, wird ältlich, verbittert, griesgrämig und schließlich — — fragt nur die unzähligen Frauenbücher, was aus ihr wurde, fragt den ergreifenden Roman Gabriele Reuters, der wie ein Dokument wirkt: „Aus guter Familie“.

Andere bürgerliche Kreise denken anders. Die Vernunft, die Einsicht, die Not, der Wille der Kinder, die nach der Freiheit und nach vollem Leben dürsten, läßt es sie gutheißen, daß die Töchter zu Berufen greifen. Aber was sollen sie werden? Das natürlich, was ihrer Erziehung, ihrem Standesgefühl und ihrer Veranlagung entspricht. Und so ergreifen sie denn die Berufe der Brüder, welche Beamten, Lehrer, Ärzte, Rechtsanwälte wurden.

Das Trachten der Frau nach den sogenannten freien Berufen und zu den höheren Studien war nie so groß, als heute.

Hatte jedoch der Mann des 17. und 18. Jahrhunderts, wie wir sahen, dem Bildungs- und Berufsstreben der Frau willig seine Hilfe geliehen, so setzte ihm der Mann der Gegenwart einen um so heftigeren Widerstand entgegen. Aber die Bewegung der Frau, die durch das Jahrhundert allmählich zu einer Lawine anschwoll, brach siegreich diesen Widerstand.

Trotz der Mannesklagen: „Begreift Ihr denn nicht, Ihr gehört ins Haus! Ihr zerstört ja das ganze Idealbild, das wir von Euch besitzen und legt die Axt an die Wurzel der bürgerlichen Ordnung, wenn Ihr die Frau ins wilde Erwerbsleben reißt;“ trotz der Warnung: „Glaubt uns doch, die Arbeitslast eines Berufs, verbunden mit dem unzulänglichen Einkommen, gewähren Euch ja gar nicht mehr Zeit, Eure Schönheit, Euer Weibtum, Eure Anmut zu kultivieren! Und der Zwang, Euch rücksichtslos durchzusetzen, wird Euch auch die innere Güte nehmen und Euer schöpferischestes Gefühl, das der Mütterlichkeit;“ und trotz der bitteren Anklage: „Wozu denn überhaupt noch diese Konkurrenz durch Euch? Ihr drückt ja die Arbeitslöhne nur noch tiefer und macht uns die Ehe ganz unmöglich;“ und trotz der Mahnung von Physiologen endlich: „Hütet Euch,

Ihr schafft weiter nichts, als eine furchtbare Degeneration der kommenden Geschlechter und werdet trotz allebem, bei Eurer intellektuellen Minderwertigkeit, doch niemals wahrhaft Schöpferisches leisten!":

Die Not, der Drang, der Wille der Frau brachen dennoch allen Widerstand, auch den des Staats, und erreichten die Zulassung zu den Studien und zwar in ganz Europa, Amerika und Australien, und zu allerletzt natürlich im Lande der Musterschulen, Dichter und Denker (1891 zum medizinischen Studium).

Und so geht denn die Frau zur Universität. Die eine kommt aus der bemittelten Familie, die andere riß sich gewaltsam von Hause los, die dritte hungert sich mit Stundengeben durch, der vierten versiegen die Geldunterstützungen. Sie darbt und macht sich eine Zeitlang nichts daraus, bis sie sich verzweifelt um ein Stipendium an die Heimatbehörde wendet, das natürlich abschlägig beschieden wird, so daß sich ihr, wie der Ilse Frapan in ihrem Romane der bittere Schmerzensruf entringt: „Wir Frauen haben kein Vaterland!"

Mögen sie aber auch aus einer Sphäre kommen, welche es auch sei: Die Begeisterung haben sie wohl alle, die jungen weiblichen Studierenden. Sie haben blutwenig mit ihren männlichen Kommilitonen gemein. Sie sind so idealistisch und wissensgläubig. „Wenn sie das Kollegiengebäude betrat, war ihr, als müßte sie die Schuhe wie auf heiligem Boden ausziehn." Noch hat die Schar der weiblichen Studenten das aufstachelnde Gefühl, eine Mission, im Sinne ihrer Mitschwestern, zu vollbringen.

Und so arbeiten die einen tapfer, atemlos, fiebernd; sie gönnen sich kein Vergnügen, keine Zerstreuung; sie sitzen vom Morgen bis zur Nacht am Schreibtisch zwischen ihren Aufgaben, wie eine Sonja Kowalewska, die 1874 in Göttingen glänzend mit ihrer mathematischen Doktordissertation „Zur Theorie der partiellen Differenzialgleichungen" promovierte. Oder die junge Studentin emanzipiert sich auch äußerlich; sie wird Freigeist; sie wird eine glühende Verfechterin der Freigeisterei der Leidenschaft, des Sozialismus, des Nietzscheanismus. Sie liebt; sie heiratet; sie fällt; sie ringt sich durch zur freien Frau, die neben ihrem Wissen über ein tiefes, echtes Weibesempfinden verfügt. Hundertfach sind die Möglichkeiten, welche die Lebensverhältnisse

der Studentin darbieten, hundertfach verschieden der Niederschlag in den Frauenbüchern.

Und hat sie ihr Studium vollendet, so geht es hinein ins praktische Leben. Sie muß erwerben, und sie bleibt entweder die starke Frau, die sich wacker eine Lebensposition erkämpft, oder sie wird desillusioniert und müde, ihr ekelt vor allem Menschenwissen, das sie so gar nicht befriedigt. Oder sie achtet im wilden Kampf ums Brot nicht mehr auf ihr bestes Weibliches: Ihre Anmut und Grazie, ihre Herzensgüte. Sie wird die Dame mit den nachlässigen männlichen Allüren, mit den unten zerstoßenen Röcken. Sie unterdrückt ihr Weibtum, sie wird eine Karrikatur der Frauenrechtlerinnen und kleidet sich halb männlich uniformiert, mit ihren absatzlosen Männerstiefeln, Männerhüten und den abscheulichen, die Brust zurückzwängenden englischen Herrenhemden. Hat sie sich aber eine Position geschaffen, so bleibt sie meist auch unverehelicht, wie die „Einsamen Frauen" Frieda von Bülows. Das jauchzende, befreiende Glück der Liebe lernt sie nur in der Sehnsucht kennen; aber auch der wilde Verzweiflungsschmerz und alle Tragödien der Liebe und Ehe bleiben ihr fern. Aber sie verzagt meist dennoch nicht, und als man z. B. Anna Stern, die Medizinerin im Romane Frieda von Bülows fragt: „Macht Dir denn diese Art von Leben nun Freude?" da gibt sie zur Antwort: „Freude? Ach, es ist Leben! Man ist ausgefüllt, man ist reich! Man trägt seinen Schatz in sich! Statt sich müde und krank zu sehnen nach einem idealen Glück, das vielleicht niemals kommt, lebt man in einem schönen ernsten Beruf und läßt gemütsruhig alles andere gehn, wie es eben geht."

Oder aber die berufliche Frau überwältigt doch der Drang zum Manne, und in ihrer Leidenschaftlichkeit, die Kurzsicht ist, wirft sie sich an den Mann, der tief, tief unter ihr steht. Wie eine Hilma Strandberg, die Telephonistin auf der einsamen Schäre der schwedischen Westküste, die Autorin des seltsamen starken Erzählungswerks „Westwärts." Oder sie macht es wie eine, welche sich allein mit heißester Willensenergie durchs Leben rang, die ein Weibgenie ohnegleichen entfaltete und sich den Preis Bordin und den Mathematikstuhl der Universität Stockholm errang, sie macht es wie eine Sonja Kowalewska: Sie erschießt sich aus Lebensüberdruß, aus Melancholie, aus Qual, nicht mehr den Mann zu finden, dem sie nicht bloß Gattin

ist, sondern zu dem sie aufsieht und in dem sie, von ihm umfangen, glückselig ihr mathematisches Genie vergißt . . .

Die Frau der bürgerlichen Klassen kämpfte natürlich nicht allein um die gelehrten Berufe und höheren Studien. Besonders die minder bemittelten warfen sich in eine ganze Anzahl anderer Berufe, in die der Telegraphistin, Schriftsetzerin, Erzieherin, Buchhalterin u. a. Jeder dieser Berufe besitzt unleugbar seine eigene Sphäre, seine eigenen Kämpfe und Gefahren, und jede dieser Frauen durchringt in diesen Stellungen ein Leben, das an Erschütterungen und Freuden, Jammer und Daseinsperspektiven förmlich nach dem Griffel der nachschreibenden Dichtung schreit.

Sehr groß ist auch die Zahl der Frauenbücher, die aus der Wohltätigkeitsbewegung der Frau im letzten Jahrzehnt erwuchsen. Es sind so viele großherzige Frauen, die, unter Preisgabe alles persönlichen Behagens, sich dem Dienste der Krankenpflege, der Diakonie, der Wöchnerinnenasyle und anderer Anstalten der Barmherzigkeit und Liebespflege opfern, um die Wunden, welche das harte Leben schlug, heilen zu helfen. Es sind Frauen, die das Leben selbst desillusionierte, oder Frauen mit einem wunderbaren Mitleidsdrang oder inbrünstigen Gottesglauben, in denen aber schließlich auch das Herz noch im Anblick des großen Menschenelends aufschreit. Es sind Frauen, welche selbst oft noch die große Leidenschaft erfaßt.

Von wie vielen dieser Frauenschicksale hat uns nicht die Frauendichtung der Gegenwart erzählt, eine Clara Viebig in der „Wacht am Rhein", eine Elsbeth Meyer-Förster in ihren „Geschichten", eine Adine Gemberg in den Novellenbüchern „Aus den Aufzeichnungen einer Diakonissin" und in „Morphium".

Sehr verlockend für die bürgerlichen Frauen, die der Existenzkampf in die Arbeit trieb, waren auch stets die Künste, die Berufe der Schauspielerin, Sängerin, Pianistin, Malerin und Schriftstellerin. Nicht nur für die Frauen der bürgerlichen Sphäre, sondern auch für die junge Aristokratin.

Kommt sie aus guter Familie und will zur Kunst, so hat die Frau ihren Entschluß meist mit einem häuslichen Zwist zu büßen. Aber sie nimmt ihn auf sich, ihr flammt ein heiliges Ideal vor Augen, sie sieht sich berauscht auf der Höhe des Schaffens, umjubelt vom Erfolge . . Aber der Erfolg ist meist ein Wahn . . die Konkurrenz ist so ungeheuer . .

die Zahl der mittleren Talente riesengroß . . Wieviel Kampf, wieviel Schmach, wieviel Tränen der Verzweiflung, wieviel rastlos gesteigerte Erfolgsangst füllt nicht eine jede junge Seele, ehe sie zu Zielen kommt.

Und wenn sie auch zu Zielen kommt! Wieviele schaffende Frauen erleben dann nicht gerade ihre Katastrophen. Eine Eleonore Marx, mit ihrer Begeisterung für die sozialen Ideen, eine Juliane Déry, mit ihren kühnen, herbsarkastischen Dichtungen, Frauen die Schiffbruch litten, weil ihr Geschlecht stärker war, als ihre Kunst, weil sie trotz allem Können dennoch echte Frauen blieben . .

Wieviele ringende Frauen aber kommen in der Malerei, in der Musik, am Theater überhaupt nicht zu Zielen! Wieviele bleiben am Wege liegen, sterben am Wege, hungern sich durch mit Klavierstunden, ergeben sich resigniert der Schande, der geschminkten, lächelnden Schande, die so oft auf der Bühne und im Konzertsaal, mit Brillanten behangen, nichts weiter als ihre Augen- und Tailleneffekte zu zeigen Gelegenheit hat. Eins aber lockt sie immer wieder, als das große verzehrende Glück: der Erfolg! der äußere rauschende Erfolg! Wie lange heißt z. B. für eine Elisabeth Reinharz Clara Viebigs „Es lebe die Kunst" nichts weiter, als: „Es lebe der Erfolg." Bis sie dahin kommt, daß aller Ruhm ein Nichts ist, daß alles tiefste aus der Seele Schaffen des äußeren Erfolgs nicht mehr bedarf. Dann kommt sie zu dem Resultat wie Adalbert Meinhard in ihrem „Stilleben": „Denkst Du noch immer an den Nachruhm, wenn Du schreibst? Dann kann ich es Dir vorhersagen: Du arbeitest umsonst. Was alle Frauen, von Mirjam, der Sängerin, bis auf George Sand und George Elliot in der Kunst leisteten, das wiegt weder den einen Dante, noch den einen Shakespeare auf." Ist sie aber erst soweit, ihre Kunst allein durch die innersten Kräfte ihres Wesens zu steigern, als Sängerin und Menschendarstellerin alle Irrungen und Wirrsale des Lebens, all seine Höhen und Tiefen aus ihrer Brust herauszuleben und zu gestalten, dann vermag sie kein Elend, kein Agent, kein Theaterdirektor mehr niederzudrücken. Wird ihr dann auch nicht immer der äußere und der klingende Erfolg, so hat sie sich doch selbst, als volle künstlerische Persönlichkeit, die sich auch bescheidet.

Die Kämpfe und Bewegungen, welche aus den aristo-

kratischen Kreisen ihre Ausstrahlung in die Frauenliteratur finden, sind meist anderer Art. Sie betreffen meist das Ringen der jungen Welt gegen die alte. Immer mehr sickern auch in diese Kreise die Weltanschauung und die Ideen der neuen Zeit, und besonders ist es gerade die Frau, die sich in ihrer leichten Anpassungsfähigkeit dem Neueu hingibt und es vertritt, zur Entrüstung des Mannes natürlich, der meist trotzig versucht, seinen alten konservativen Idealen treu zu bleiben.

Gerade diese Züge des Mannes: sein Adelsstolz, sein Ahnenkultus, sein Pochen auf das Recht der Überlieferung, welches oft geradezu auf ein Vergewaltigen jeder neuen, natürlichen Lebenstriebe der Jugend hinausläuft, findet in der schaffenden Aristokratin der Gegenwart einen erbitterten Feind. Sie will vorwärts mit der Kultur, sie will die Summe der aufgespeicherten Kräfte frisch und frei ins Leben auslösen. Sie will Mensch sein und nicht nur als Mutter zukünftiger Geschlechter Gattungswert besitzen. Sie will bei den Männern das Verständnis für das soziale Ringen unserer Zeit. Aber sie findet es nicht. Und so muß sie sich beugen, oder versuchen, allein den Weg in die moderne Welt zu finden. Oft gelingt es ihr, meist aber bricht sie auf halbem Wege, als eine Entwurzelte zusammen, wie eine Dieta, Gräfin Vesŝra, in Frieda von Bülows „Hüter der Schwelle" . .

Durch die Industrie-Entwicklung in noch schärfere Konflikte gebracht als der alte reiche Adel, ist die verarmte Aristokratie, sind die besitzlosen Kreise des geistigen Adels, die Familien einer ganzen Reihe von Lehrern, Privatdozenten und Pastoren und deren, des männlichen Ernährers beraubten Familien: die Kreise des „heimlichen Elends".

Wie heißt doch noch die schöne Rubrik in den Zeitungen, die dem Eingeweihten das Geheimnis schwersten Menschenleides enthüllt: „Damen, welche Leinwand, Tee usw., welche einen ganz besonders gangbaren Artikel verkaufen wollen, finden lohnenden Nebenerwerb."

Oder:

„Damen bitten Edeldenkende, ihnen zu der Möglichkeit zu verhelfen, sich heimlich ein kleines Taschengeld zu verdienen." Wer läßt diese Anzeigen inserieren? Wer betreibt diesen Nebenerwerb? Das heimliche Elend, das auch nur „zum Vergnügen" häkelt und stickt, nur „zum Vergnügen" vor den

einflußreichen Verwandten den äußern Schein aufrecht hält nur „zum Vergnügen“ die Nächte durch an der Arbeit sitzt, um durch das Häkeln von Spitzen einen Erwerb von höchstens 3 Pfennigen in der Stunde zu erhalten, oder für ein Groß seide-überhäkelter Knöpfe sechzig Pfennige. Man braucht nicht zu den „Webern“ zu gehen, um in tiefste Armut zu blicken, man kann es auch bei den heimlich Elenden finden, die oft gar nicht anders können, als den äußeren Schein zu wahren. Denn soll die Frau eines jung verheirateten Pastors, der auf Anstellung wartet, eines Privatdozenten, dessen „Werke“ kein Mensch liest, geschweige denn kauft, sollen diese Frauen in fremden Häusern waschen, oder ein Konfektionsgeschäft aufmachen? Verzeiht ihnen das die „Gesellschaft“, worauf sie angewiesen sind? Oft ist es natürlich unendliche Beschränktheit, welche diese Prediger-, Post-, Steuer- und Offiziers-Beamtenwitwen zu einem solchen fürchterlichen Leben des heimlichen Elends treibt.

Was ist gegen diesen Menschen-Jammer das Los der Frau aus dem arbeitenden Volke? Sie bekennt ihre Not offen. Sie hat die frische, franke Lust und Liebe zur Arbeit. Sie hat die Energie, sich zu organisieren und sich ein besseres Los zu erkämpfen. Und da, wo sie es sich noch nicht geschaffen hat, da wird sie auf die Dauer dennoch siegen. Und ob sie auch als Fabrik- und Heimarbeiterin den Kampf um das bißchen Existenz in seiner schärfsten Tonart kennt, sie weiß, sie kämpft in einer Schar von Millionen männlicher Genossen für ein großes Zukünftiges: Für eine höhere Menschenwürde und für eine gerechtere Verteilung des Ertrages der Arbeit.

Und ist diese Befreiung der arbeitenden Frau aus ihren sozialen Fesseln auch die allerschwerste: Über ihr stehn gute Sterne: der große Drang der Gerechtigkeit und des Mitleids der Menschheit, der auch schon eine ganze Reihe der schreibenden Mitschwestern zu ihren besten Werken trieb: eine Clara Viebig, Helene Böhlau, Luise Westkirch u. a., zu Werken, in denen das Mitgefühl für alle schwerringenden Frauen seine heißen Flammen schlägt.

Haben wir bis soweit die Probleme und Stoffe skizziert, die sich der schaffenden Frau unmittelbar aus dem weiblichen Berufsleben ergeben, so ist es nun an der Zeit, ihr Verhältnis zum Manne zu schildern, wie es sich im erotischen Verkehr der Geschlechter, in der Liebe und in der Ehe darstellt.

Darüber im folgenden.

IV.

Die Liebe, die Ehe und der Mann im Lichte der modernen Frauenbücher.

Schärfer noch als die Frau hat die Industrie-Entwicklung Deutschlands den Mann in den Kampf um die Existenz gerissen. Das ganze Tempo seines Lebens ist rapider geworden. Kaufmann oder Gelehrter, Industrieller oder Arbeiter, jeder schafft heute mit dem ganzen Aufgebot der Persönlichkeit und Kraft. Die überwältigende Fülle der immer neuen Erfindungen, Entdeckungen und Forschungen, die Produktivität der schaffenden Geister, der eminente Zusammenschluß aller Völker des Erdballs durch den Telegraphen, die Zeitungen und die Dampfmaschine und der erbitterte Konkurrenzkampf aller Handels- und Industrievölker der Erde: das alles verlangt vom Manne ein ewiges Wachsein, ein ewiges Im-Auge-haben seiner Interessen. Zweifellos war die Position des Mannes nie so schwer, als heute. Er ist den Anforderungen des Lebens und der Arbeit oft kaum noch gewachsen. Er ist gezwungen, fortwährend mit vollster Intensivität zu leben, sich fortwährend der großen Summe der Außenweltreize hinzugeben. Er kennt nicht mehr die großen vegetativen Ruhepausen, den „Winterschlaf", den die Arbeit auf dem Lande hat. Sein Leben zerspaltet sich immer mehr, es stellt sich auf den Augenblick: auf den Augenblickserwerb, wie auf den Augenblicksgenuß, auf den Augenblick in der Liebe, wie in der Familie, auf die Augenblicksschöpfung in der Dichtung, wie in der Malerei, im Impressionismus.

Selbstverständlich macht dieses Leben den Menschen sehr differenziert, sehr sensibel. Sein Nervensystem, sein Gehirn, seine Seele leiden. Er wird nervös. Ihm kommen die Zustände der Erschlaffung, der Gereiztheit, der Übermüdung.

Dabei hat der Mann auch geistig im letzten Jahrhundert einen Kampf ohne gleichen gekämpft. Er hat sich frei gemacht, aber er hat seine Freiheit teuer erkauft. Der moderne Mann reinster Färbung hat durch alle Offenbarungen

der transzendentalen Religionen der Vergangenheit einen Strich gemacht. Er hat philosophiert, aber auch mit der Philosophie hat er Fiasko gemacht. Er ist Naturwissenschaftler geworden, aber noch sind die Resultate seiner Erkenntnis nicht derart fundiert und gesichert, daß sie ihn nicht von einer Enttäuschung in die andere stürzten. Ferner aber ist der Mann auch in den sozialen Kampf getreten. Er ringt und leidet, Vorwärtskämpfer oder Gegner, unter den Wehen des Übergangs zu einer sozialen Neuordnung der Dinge.

Ist der Mann durch all diese an ihn herandrängende Fülle der Dinge und Probleme meist schon sehr skeptisch geworden, so macht ihn natürlich die ewige Hast und Ruhelosigkeit seines Daseins zu einem Menschen, der auch sein Leben in den Genüssen auf den Augenblick setzt, der auf die Jagd nach Genüssen geht und möglichst starke Reize sucht. Er genießt materialistisch grob, er denkt materialistisch nüchtern, wobei allerdings nicht verschwiegen werden darf, daß heute selbst im geringsten ein brennender Drang, eine heiße Sehnsucht nach einer Glücksdauer, nach einer harmonischen Einheitlichkeit des Lebens, nach einem Hinwollen zu etwas, was über diesem Leben schwebt, vorhanden ist.

Und in dieser innerlich armen, nüchternen Zeit, der Epoche der nervösen Bedrücktheit des Mannes, wendet sich dieser nun an die Frau, als die Spenderin seines tiefsten Lebensgenusses. Aber die Frau, deren Kräfte brach lagen und sich aufspeicherten, sieht mit Erstaunen, mit Verwunderung auf den Mann. Ist das der Mann, von dem sie in den „Büchern" las, für den sie erzogen wurde? Ist das der Mann, dieser Rastlose, Nervöse, Immerbeschäftigte, der im Moment die Ewigkeit des Genusses sucht? Da hat sie ihn sich anders vorgestellt: Stark, schön, sie überherrschend, männlich, strotzend von Gesundheit. Aber er leidet, trägt eine Brille, ist hastig, gereizt. Seine Liebe, wofür sie ihr Weibdasein in die Schanze schlägt, nicht von Dauer.

Dabei hat sich die Frau ja selbst mehr differenziert, hat an der Entwicklung des Mannes teilgenommen. Sie ist durchs Wissen gegangen, ihr Gehirnleben ist lebendig und rege geworden; sie hat einen so starken Drang, sich auszuleben.

Und so stellt sie natürlich, je reifer sie wurde, um so höhere Forderungen an den Mann und ist — enttäuscht.

Aus dieser Enttäuschung, aus der Verzweiflung des Weibes in seiner Liebe, aus seiner brennenden Sehnsucht und Empörung wuchs zweifellos die Literatur der Frau. Begriff sie doch immer mehr, je mehr Vernunftweib sie wurde, das Unhaltbare des heutigen Zustands der Dinge. Und mit dieser Einsicht und dem Bewußtwerden ihrer Unfreiheit und Unselbständigkeit, in den Dingen des Geschlechts sowohl, wie in allen andern, entstand ihr Unglücklichsein, das sie eben aufriß zum Kampfe gegen die Gesellschaft, wie gegen den Mann.

Man mag auch soviele Frauenbücher aufschlagen, wie man wolle: mit dem Manne beschäftigen sie sich alle, sei es zur Haupt-, sei es zur Nebensache, und sie geben dadurch fraglos das stille Eingeständnis: daß die Liebe des Mannes doch des Weibes entscheidendes Schicksal sei.

Aber die Frau ist rebellisch gegen ihr Schicksal geworden. Sie will nicht nur des Mannes sein, als seine Geliebte etwa. „Wir wollen Frauen sein ganz und gar,“ sagt die kluge, tapfere Frau Marholm, „in allem, was des Weibes ist, in unserer Lebensauffassung und in unserer Lebenstätigkeit und in unseren Berufen, ob wir nun des Mannes werden oder nicht. Wir wollen nicht an seinem Tische betteln gehen, oder ihn von seinem Tische verdrängen, wir wollen unsern eigenen Tisch haben, für uns und unsere Kinder, — sind es nicht die Kinder unseres Leibes, so die Kinder unseres Allmuttergefühls.“

Dieses Gefühl der Mütterlichkeit, ihrer opferfreudigen Hingabe will die Frau heute nicht mehr nur an „private und persönliche“ Verhältnisse betätigen, sondern auch, wie z. B. Ellen Key in ihren Essaybüchern ausführt, in der gesamten Öffentlichkeit, in Schule, Haus und Staat.

In der Frau ist der Stolz der Persönlichkeit, das Bewußtsein seines Menschenwertes erwacht. Und in diesem Bewußtsein fordert sie vom Manne in der Liebe und Ehe Hingabe für Hingabe, Geist für Geist, Persönlichkeit für Persönlichkeit.

Aber das vermeint sie nicht zu finden. Sie glaubt sich unverstanden. Sie ist mißtrauisch geworden. Der gehetzte Arbeitsmensch unserer Tage ist ihr nicht „Mann“ genug. Sie, deren ganzes innerstes Dasein Hingabe ist, findet, daß ihm die Liebe nur eine Episode ist, nur ein Moment in seinem Momentdasein.

Da wird sie einerseits resigniert und ratlos, wie eine Frieda von Bülow in den „Abendkindern“ und klagt: „Ja, so sind die Männer nun einmal,“ und sie erinnert sich Goethes, der da sagte: „Wir können uns die Menschen, mit denen wir zu leben haben, nicht nach unserm Sinn umformen; wir können sie nur mit Liebe — mit viel Liebe hinnehmen, wie sie sind.“ Aber so sind nicht alle Frauen. Sie begehren auf. Sie legen Kritik an den Mann. Sie finden, daß er heute die Liebe anders auffaßt, als die Frau, egoistischer, niedriger, kälter, frivoler. Sie ist ihm nur ein Spiel. Und zu der Ehe, sagen diese schreibenden Frauen, bestimmt ihn in Wahrheit nicht die Liebe, sondern die Berechnung. Und da finden sie ferner, daß er das Ideal der Frau, mit der er durchs Leben möchte, meist sehr tief steckt. Intelligenz, Geist, Seele: ja, bei den Freundinnen möchte er sie wohl, aber bei seiner Frau? Eine intelligente Frau — entsetzlich!“ meint Bildhauer Mengersen in Helene Böhlaus „Halbtier“, und der junge Arzt in Frieda von Bülows „Anna Stern“ vollendet diesen Gedankengang: „Jawohl, sie war ungewöhnlich klug, sie war hübsch und doch . . . Es verkehrte sich nicht so bequem mit ihr. Man würde nie das Gefühl haben, sie ganz zu beherrschen. Meiner Frau müßte ich unbedingte Autorität sein.“ Selbstverständlich nehmen beide dann auch statt der klugen die — anspruchslose Schwester.

Dieser Zug des Mannes nach der anspruchsloseren Gefühlsfrau ist zweifellos vorhanden. Aber er ist nicht immer Ideallosigkeit, Berechnung, Blindheit. Der geistig überbeschäftigte Mann sucht in der Ehe oft den Ausgleich. Und da entspricht nicht immer die kalte, funkelnde Intelligenz der Frau seinem Ruhe- und stillen Anlehnungsbedürfnis.

Schalt ferner früher der Mann die Frau blind und töricht in der Wahl ihrer Liebe, so hat sie jetzt den Spieß im Roman recht gründlich umgedreht. Ihr seid es, sagt sie, die Euch von einem koketten Lärvchen, von der sentimentalen Naivetät und von einem sinnlichen Spiel der Augen bestechen und fangen laßt, und Ihr seid es, die nicht nur ideallos, blind und kurzsichtig seid, sondern auch untreu. Eure Liebe ist nur der Trieb Eurer auflodernden Sinne. Gleichgültig, wen Ihr liebt, wenn Ihr nur liebt. Ihr bringt es sogar

fertig, in polygamer Beziehung zum Weibe zu stehn und zwar mit „reinstem Gewissen“.

In Gabriele Reuters „Frauenseelen“ existiert eine ergötzlich ironische, aber auch bittere Skizze „Das Opernglas“: Ein junger Steuermann hat sich zum Abschied seine drei Geliebten an den Hafen bestellt. Eifrig winken sie dem Schiffe mit ihren Tüchern nach, ohne zu ahnen, daß ihre Grüße in Wahrheit dem Einen gelten. Und der edle Mann am Steuerbord blickt tief ergriffen nach ihnen zurück, „auf die drei Gestalten, die einträchtig beieinander standen. Wie gehorsam sie ihm gefolgt waren!

Und er lächelte.

Seine treuherzigen, braunen Augen feuchtete die Rührung. Mit den Fingern wischte er sich eine Träne fort.

Er hatte sie doch alle drei sehr gern gehabt — jede in ihrer Art“ . . .

Erscheint nun aber wenigstens der Mann der schreibenden Frau als der Stärkere, Tatkräftigere, Intelligentere? Im Gegenteil. Darüber weiß die kraftvolle Naturalistin Amalie Skram in der „Constanze“ und im „Professor Hieronymus“ zu erzählen: Der Mann erscheint ihr einfach dumm, borniert, kleinlich und gegenüber seinen Begierden geradezu willensschwach. Er geht wie der Stier aufs rote Tuch. Er ist Stimmungsmensch. Er läßt sich treiben und erliegt jeder Versuchung. Clara Viebig, der wir ohne Frage eine Reihe tüchtiger Bücher verdanken und die sonst durchaus nicht die schwarze Hornbrille tendenziöser Frauenschriftstellerinnen trägt: Hat sie auch wundervolle Frauencharaktere geschaffen, wie die tapfere Josefine in der „Wacht am Rhein“, die Mine im „Täglichen Brot“, der Mann, den sie schildert, ist entweder schlaff und schwankend, wie Mines Gatte Arthur, oder grob, brutal, wie der Feldwebel Rinke. Philiströs, unbedeutend, ja fast ein wenig komisch erscheint auch Helene Böhlau der Mann im „Rangierbahnhof“.

Dabei sind dies noch alles Frauen, deren Gefühls- und Gedankeninhalt sich liebend um den Mann rankt, die beklagen, wie er leidet, die ihn kraftvoll zu sich heraufziehen möchten, in die Sphäre der Willensstärke, sittlicher Kraft und vornehmen Denkens. Kritisieren sie den Mann, so geschieht es aus Fülle der Liebe; ihnen blutet das Herz bei seinen harten Berufsbedingungen, und ihr ganzes Schaffen entspringt dem heißen

Drange, zu bessern. Legen sie doch auch den höchsten Maßstab an sich. Sagen sie doch, wie eine Magdalene Thoresen: „Nur die wahre Weiblichkeit kann die Rettung des Mannes werden."

Anders die Richtung der schreibenden Frauen, die ganz vom Manne los möchte. Sie kämpft mit ihm den Kampf bis aufs Messer. Sie sucht ihn lächerlich zu machen, verächtlich, indem sie ihn als brutal, großsprahlerisch, polternd, weibverachtend darstellt. So z. B. Helene Böhlau im „Halbtier": Die „Weiber" sind hier dem Dr. Frey nur „Hühner", das „dumme, zahme Haustier," deren Ausbeutung sich ganz von selbst versteht. Oder Emil Marriot läßt den Künstler in ihren „Schlimmen Ehen" erklären: „Ich tauge nicht zur Ehe. — — Diese Atmosphäre von Dummheit und brutalen Instinkten erstickt mich. Falsch sind sie alle, nur durch die Peitsche zu behandeln."

Redet hier vor allem der Haß gegen den Mann, so schwingt sich die schreibende Frau andererseits offen zur Verachtung, zum Sarkasmus, zur ironischen Belächelung des Mannes auf.

„Halte Deine Seele fest, verschwende sie nicht an den Mann, er verdient es wirklich nicht," erklärt George Egerton in den „Dissonanzen" und in der „Mühle Gottes" von oben herab. Was kann er Dir noch bedeuten, dieser nervöse, unerschütterlich eingebildete, trinkende oder rauchende „Herr" der Schöpfung? Wenn Du ihm etwas gibst, so schenk ihm Deinen Spott, Deinen Hohn! Nur komisch darfst Du das „große dumme Tier" noch nehmen.

Aber in dem Spott, in dem Schalks- und Geringschätzungslachen George Egertons zuckt dennoch der Schmerz. Es ringt in ihr der heiße Glaube, daß ein zukünftiges Geschlecht der Frauen höher entwickelte Männer vorfinden werde. Bis dahin aber habe sie sich als liebendes Wesen völlig auszuschalten. Auch eine Elisabeth Dauthendey vertritt in ihrem Werke „Vom neuen Weibe und seiner Liebe" diesen Gedanken. Und sie bleibt nicht bloß bei dieser Resignation, sie gibt eine förmliche Pädagogik zur Erziehung einer neuen Jugend. Bis diese aber da ist, „muß das neue Weib mit aller Inbrunst nach der Freundschaft mit dem Weibe suchen. Und die ruhige Beglückung, die das Weib im Weibe finden wird, das wird die weckende Frage und Verwunderung werden, welche zur neuen Annäherung der Geschlechter helfen wird." — „Sie sind



glücklich ohne uns? Was gaben sie einander? Warum wollen sie uns nicht mehr? Oder brauchen sie wohl etwas anderes, als wir ihnen bislang gaben? So werden die besten unter den Männern fragen, wenn immer mehr der besten des Weibgeschlechts sich der Ehe, wie sie jetzt ist, verweigern."

Also in regelrechter Form ein Frauenstreik! Die Geschichte könnte wirklich reizend werden!

Daß aber die Liebe die Frau nicht mehr ausfüllt, dafür finden sich unzählige Dokumente in den Frauenbüchern. Wie sagt doch auch die dreiundzwanzigjährige Malerin Marie Baschkirtzew in ihrem ergreifenden Tagebuche: „Die Liebe könnte mich nie mehr völlig absorbieren: sie wäre eine Begleitsache, die Krönung des Gebäudes, eine angenehme Überflüssigkeit. — Die Idee eines Bildes oder eine Statue hält mich ganze Nächte lang wach, was der Gedanke an einen hübschen Mann nie getan hat."

Die Liebe nur eine Begleitsache, das ist auch die Meinung der George Egerton in ihrer Novelle „Wiedergeburt". In ihr ist die Frau zum stolzen Bewußtsein ihrer Individualität gekommen. Selbständig in einem selbstgewählten Beruf, kann ihr der Mann nichts mehr bieten, sie höchstens ihm. Und so bietet sie ihm denn auch folgerichtig ihre Hand an . .

Ernster, als diese Art des Frauenromans verdient unleugbar der genommen zu werden, welcher die Ehe auf anderer Basis darstellen möchte: In einer freien Gemeinschaft der Liebenden. Die Schilderung einer solchen Gewissensehe ist unzähligemal unternommen worden, von den Frauen aber wohl am geschicktesten von Ilse Frapan in den „Betrogenen". Beide Liebenden, zwei Studierende aus dem internationalen Genfer Milieu, sind heiß erfüllt von der Theorie der „freien Liebe". Ihre Ehe soll kein kurzer Rausch und eine lange Öde sein. Ihre Liebe soll im Geliebten sein Geistiges, sein Ewiges zu finden suchen und nach einer wahren Vermählung des Innenlebens trachten, die kein Tod löst. Jeder soll den andern als Persönlichkeit achten und zur höchsten Blüte seiner Individualität zu bringen suchen.

Aber was geschieht? Die Liebenden haben allmählich unter dem Kettenzwange ihrer Theorien furchtbar zu leiden. Ihre Persönlichkeiten stehen sich schließlich gegenüber wie in Haß und Feindschaft. Sie hat die Furcht, daß ihre Reize für

ihn erlöschen, wenn sie in ihm aufgeht. Er hat die Sorge, sich zu verlieren, von ihr aufgeschluckt, dem Durchschnitt gleichgemacht zu werden. Ihre Theorien haben sie betrogen, und sie finden schließlich nur den Ausweg durch den Gang ins — Standesamt.

Sie finden nur den Ausweg, keine Lösung. Diese Lösung der Fragen, die ihnen so am Herzen liegen, finden die schaffenden Frauen im Schrifttum überhaupt meist selten. Wohl, weil es heute noch gar keine volle Antwort auf ihre Fragen geben kann. Sie sind zu sehr mit allen wirtschaftlichen Dingen verquickt und erledigen sich erst mit ihrer Lösung.

Und darum darf uns nicht bange um noch so wilde Anklagen, Bitterkeiten und Ausfälle der Frau gegen den Mann werden. Wo Millionen Gehirne und Hände, wie im deutschen Volke, treu an der Arbeit sind, um den sozialen Ausbau unseres Gesellschaftskörpers zu erzielen, da werden sie auch die Wege finden, die „Fragen“ der Frau erledigen zu helfen.

Wie weit? Wer kann es wissen . .

V.

Der Frauenroman.

Von allen Dichtungsarten ist die epische der schreibenden Frau stets am sympathischsten gewesen. Sie erforderte keine solche energische Konzentration als das Drama, keine so heiße Empfindungsverdichtung als die Lyrik. Im Roman und in der Novelle konnte sich die Frau frei gehen lassen, konnte sie ihre beste Gesellschaftsgabe offenbaren: über einen Gegenstand angenehm, witzig, anschaulich und mit schärffster Beleuchtung der — Einzelheit zu plaudern. Eine große künstlerische Komposition zu schaffen, gelingt der Frau sehr selten. Sie ist meist nur Beherrscherin des Details, und ihre Schöpfungen sind daher meist Mosaikgebilde.

Doch fiel das gerade in der Gegenwart nicht auf. Seit der letzten Revolte im Schrifttum leben wir ja sowieso in einer



völligen Verwilderung des Stils und der Formen, in der rein lyrische Talente Romane und Novellisten wie Gerhart Hauptmann Dramen schreiben.

Noch etwas anderes haftet den meisten schreibenden Frauen an: Sie wollen mit ihren Werken stets etwas, etwas beweisen oder anklagen, gegen etwas protestieren oder sich entrüsten. Ihre Dichtung ist meist Problemdichtung, in dem Sinne, wie sie der kluge Ästhetiker Vischer auffaßte, als er sagte: „Probleme, jawohl, schon das Wort ist gefährlich und bezeichnet, daß hier kein Kunstwerk mehr geplant ist, sondern eine physiologisch-philosophische Untersuchung. Das alles ist didaktisch.“ In diesem Sinne didaktisch sind die meisten Schöpfungen der modernen Frau. Sie sind aus der Leidenschaft geboren, und es kommt ihnen weniger auf die künstlerische Schönheit und Fülle, als auf die vorwärtstreibende Wirkung an. Die Frau ist heute auf dem Kriegspfad, sie steht im Streite mit der Gesellschaft, und sie fühlt sich voll als Soldat der Entwicklung.

Eine solche schaffende Frau ist z. B. Bertha von Suttner. Sie ist in erster Linie Polemikerin, Kulturkämpferin. Ihre tiefste Absicht ist immer, zu belehren, aufzuklären. Eine Seele voll Tapferkeit und Wahrheitsdrang, hat sie den frohen Glauben an den Fortschritt und die Emporentwicklung der Menschheit.

Der höchsten Aristokratie Österreichs entstammend, nimmt sie dennoch in ihrer Jugend den Mann, den sie liebt und folgt ihm furchtlos in den Kaukasus. Sie lernt an seiner Seite Nahrungssorgen kennen und in die Untiefen des Lebens blicken, aber nichts vermag das edle Menschenpaar niederzuzwingen. Nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt, sieht sie klaren Auges in all die Hohlheit, Öde und Heuchelei der Kreise, denen sie entstammt, und feurig lehnt sie sich mit ihrem Temperament dagegen auf. Sie kämpft tapfer gegen alle Vorurteile, die sie findet, sie kämpft gegen die Kauf- und Vernunftehe, sie kämpft gegen die barbarischen, überkommenen Anschauungen und Institutionen, welche die Aristokratie besonders zu schützen müssen glaubt: gegen den völkermordenden Krieg und das Duell. Sie schreibt mit dem Aufgebot ihrer dichterischen Kraft und ihrer lodernden Empörung ihr großes Kulturbuch: „Die Waffen nieder“, das im Fluge durch das kriegsmüde Europa geht und eine ganze Friedensbewegung

hervorruft. Sie steht nicht auf dem Standpunkt des l'art pour l'art, sie will kämpfen und ist eine offene Anhängerin des Tendenzromans. Sagt sie doch in „Dr. Hellmuts Donnerstagen" offen: „Ich bin ein großer Freund von Tendenzromanen," weil sie „eine Betätigung von Gedankenkräften, eine Kampflust der Meinungen und eine Reibung der Ideen verursachen." Und so sprengt ihr überall diese Tendenz die reine künstlerische Form. Sie wird Soziologin, sie wird Philosophin (im „Maschinenzeitalter" und im „Inventarium einer Seele") und selten zur rückhaltlosen Künstlerin, wie in dem humorvollen Charakterbilde „Es Löwos". Stets aber ist sie die edle, freie Seele, die für alles unterdrückte kämpft.

Eine Frau, geistreich, klug, paradox, mit einem glänzenden Stil und starkem Temperament ist auch Laura Marholm, die Gattin Ola Hanssons. Sie ist im besten Sinne Journalistin. Sie fühlt ganz instinktiv die Forderungen der Zeit. Durch den Einfluß der russischen, skandinavischen und deutschen Kultur gegangen, präsentiert sie den Typus des internationalen Kulturweibes. Zu klug, zu reflektierend, zu sehr durchsetzt von Literatur, besitzt sie nicht mehr die künstlerische Naivetät, die nun einmal zum reinen, originellen Schaffen nötig ist. Auch ihre Novellenbücher sind eigentlich psychologische Essays, mit teils brillanter, teils karrikierter Seelendarstellung des modernen Weibes. Sie ist eine erklärte Feindin der Frauenrechtlerinnen. Ihr ist „des Weibes Inhalt der Mann." Ihr erscheint das Weib physisch und psychisch als „die Kapsel über einer Leere, die erst der Mann kommen muß zu füllen," und erst „durch das Kind entscheidet sich," nach ihr, „das innerste Wesen im Weibe. Ihr verborgenster Fond kommt zum Vorschein . . . sie wird etwas Bestimmtes."

Lou Andreas-Salomé ist ein direkter Gegner Laura Marholms. Tochter eines russischen Generals in Petersburg, wußte auch sie, wie eine Sonja Kowalewska, es durchzusetzen, in Zürich studieren zu dürfen. Auch in ihr ist eine seltsame Mischung deutscher und fremder Kultur, und sie ähnelt in dieser Doppelheit des Wesens ihrem großen Freunde Friedrich Nietzsche, über den sie auch ein Buch schrieb.

Lou Andreas-Salomé ist sicher eine Persönlichkeit. Aber man hat bei ihr ein wunderliches Gefühl: So abgetönt, so vornehm, so vortrefflich auch ihr Deutsch ist, man wird nie



heiß bei ihr. Sie hat zuviel sich überwachende Intelligenz, sie ist zu sehr Denker, und sie glaubt: da doch eine solche Kulturbildung, wie die ihre, etwas Seltenes sei, ihr wirklich reiches Wissen nicht verbergen zu dürfen. Ihre dichterischen Werke „Ruth“, „Aus fremder Seele“, „Ma“ und „Fenischka“ behandeln sämtlich Seelenprobleme. Sie schildern Tragödien im Gebiet der Intellektualität, den Kampf zwischen Glauben und Wissen, Ideal und Wirklichkeit. Nachdenklich, vergrübelt, dann aber auch wieder schwül temperamentvoll sind die Frauen der Salomé. Aus dem Dämmer erwachen plötzlich ihre Seelen, erstaunen, erschrecken und handeln. Gewöhnlich ensteht ihre Liebe durch den Tiefblick in den andern, gewöhnlich aber überschätzen sie damit den andern und sprechen dann: „O, so wie ich dich dachte, bist du ja gar nicht,“ und dann müssen sie über ihn hinweg. Denn entgegen Laura Marholm glaubt die Salomé an die Unabhängigkeit des Weibes vom Manne. Sie möchte die Frau aus jeder Schranke reißen; aber frei geworden, soll sie sich in freiwilliger Verantwortlichkeit den freien Kreis ihrer Pflichten schaffen.

Mit ihr innerlich verwandt und die Vermittlerin ihrer Freundschaft mit Friedrich Nietzsche, ist Malwida von Meysenburg, die greise Veteranin der Frauenbewegung, deren Leben ein einziges Streben nach Lauterkeit und Güte war. Auch sie hat das Leben hart zwischen die Hände genommen: aus altem, aristokratischen Geschlecht, wirft sie sich aus Überzeugung 1848 in den Kampf der Geister. Jahrelang muß sie während der Reaktion ihr Vaterland meiden und ihr karges Brot bitter verdienen. Aber sie bleibt die Starke, Unbesiegliche, sie schreibt die „Memoiren“ und den „Lebensabend einer Idealistin“, und gelingt ihr auch nicht das Höchste: Kunst zu schaffen, so wird sie doch ein hoher Anreger der Besten unserer Tage: Wagners, Nietzsches, Ibsens . . .

Seltsam, und hat die Frau unserer Zeit wirklich einmal das Talent, Glänzendes zu schaffen, dann spielt ihr die Kampflust, die heute in ihr steckt, und die Wut, zu beweisen, wieder einen schlimmen Streich.

Das ist z. B. Helene Böhlau. Schon wenn man ihr Antlitz, die seelenvollen Augen mit dem warmen Leuchten gesehen hat, dann ahnt man das Beste ihres Schaffens: den Humor, der durch Tränen lächelt. Von ihr möchte man stets

fordern: Gib uns die reife, sonnige Schönheit der Naturstimmung und Menschen der „Ratsmädel“ und „Altweimarer-Geschichten“, gib uns die feine Psychologie des „Rangierbahnhofs“. Überlaß die Anklage-Werke andern. Allerdings sind sie ja aus der Entwicklung der Dichterin zu begreifen: durch und durch Persönlichkeit, bricht auch Helene Böhlau eines Tages die Brücken zwischen sich und dem Elternhause ab. Sie wird Frau al Raschid-Bey, sie hat in Konstantinopel und später in München mit tiefstimmenden Sorgen zu kämpfen, und auch die Misere ihrer Mitschwestern greift ihr ans Herz und entreißt ihr den Roman „Das Recht der Mutter“, das schwere Klagelied über die Leiden der unverheirateten Mutter. Litt aber dieses Buch schon an einer ungleichmäßigen Darstellung, so erscheint ihr Roman „Halbtier“ von blinder Leidenschaft diktiert: die handelnden Menschen sind ins Groteske verzerrt, die Situationen zum Teil unglaubwürdig, und die Tendenz von der „schmählichen Unterdrückung“ der Frau ist übertrieben.

Grell gegen die pathetische Polemik des „Halbtiers“ sticht eine andere ab, diejenige Gabriele Reuters in ihrem Roman „Aus guter Familie“. Gabriele Reuter erscheint neben einer Helene Böhlau sehr norddeutsch nüchtern, aber dafür bohrt ihre Psychologie tiefer. Auch sie besitzt, mit Ausnahme ihres reifsten Werkes, dem Novellenbande „Der Lebenskünstler“, wenig Sinn für Komposition. Sagt sie doch selbst: „Ich weiß nicht, ob es heute darauf ankommt, Kunstwerke zu schaffen. Wir leben alle so sehr im Kampf! Kümmere dich nicht um die Form.“ Und so sammelt sie nur die losen Blätter ihrer Weibeserfahrung, die allerdings durch ihre Wahrhaftigkeit wie Dokumente wirken. Ihr Roman „Aus guter Familie“ bildet eine bittere Anklage gegen die Erziehung der „höheren“ Töchter. Nur für Glanz, Schein und Luxus und für die Versorgungsehe erzogen und eingelullt in romantische Vorstellungen vom Manne, wird ihnen das Leben zur furchtbarsten Enttäuschung, sobald sie wirklich einmal seine Härte spüren müssen und der Mann ausbleibt. Gabriele Reuters tiefster Ton ist Bitterkeit, seltener rafft sie sich zur Überlegenheit, zur souveränen Gesellschaftsschilderung und zur Satyre auf.

Diese Schilderung der modernen gesellschaftlichen Verhältnisse ist eigentlich das fruchtbarste Feld der romanschreibenden Frau. Hier braucht sie nicht gerade aus dem tiefsten Weibes-



empfinden heraus zu schreiben. Hier braucht sie nicht den höchsten dichterischen Ehrgeiz zu entwickeln. Hier kann sie lustig und spannend fabulieren, vorzüglich ihre Beobachtungen wiedergeben, plaudern, witzig, mokant und spöttisch und selbst lehrhaft sein. Sie kann hier sogar ihrem Herzenszuge folgen und Idealgestalten schaffen, wie wir sie bei den Damen der älteren Generation fast überall antreffen, von einer Fanny Lewald an bis zu einer Ossip Schubin und Ida Boy-Ed. Selbst die tüchtige Gertrud Franke-Schievelbein liebt diese Idealgestalten, obgleich sie sonst über ein starkes realistisches Erzählertalent verfügt und z. B. in ihrer reifsten Schöpfung, den Roman „Die Hungersteine“, das Thema von dem Genie, das eine besondere Moral verlangt, mit eindringlicher Kraft behandelt. Aus der Schar der jüngeren Damen, deren Stärke ebenfalls die Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse ist, ragen einige unbedingt hervor, so die mimosenhaft feine Emmy von Egidy, die Verfasserin der „Marie-Elisa“, ferner die kraftvolle, zukunftverheißende Süddeutsche Max Grad, mit ihren „Overbecks Mädchen“, sodann Emil Roland, die ihre frauenrechtlerischen Anschauungen in den Novellenbüchern „Kinder der Zeit“ und „In blauer Ferne“ durchaus plastisch auszugestalten weiß.

Vertreten diese Frauen sowohl in künstlerischer, wie in stofflicher Hinsicht mehr das „Maß“ und eine gewisse „Liebenswürdigkeit“, so finden wir bei einer Juliane Déry und Hans von Kahlenberg mehr schroffe, oft ungebändigte Eigenart und starke Neigung zur Satyre. Juliane Dérys Bestes ist solche ätzende Satyre. Nur einmal hat sie eine rotglühende, jauchzend phantastische Liebesnovelle „Selige Liebe“ geschaffen, aber bald danach hat sie, am Leben und Manne verzweifelnd, die Hand an sich gelegt.

Ihre Novellen „Ohne Führer“ und „Katastrophen“ wuchsen aus einer leidenschaftlichen Seele, die nicht mehr glauben konnte, weder an Gott, an den Menschen, noch an ihre Liebe. Und so blieb ihr von allem nur das schneidende, wehe Lachen . . .

Anders Hans von Kahlenberg. Wer ahnte wohl zuerst, daß sich eine junge Dame der Gesellschaft, Helene von Monbart, hinter dem männlichen Decknamen verberge. So keck, so spöttisch überlegen, so brutal und rücksichtslos griffen nur selten Frauen ihre Stoffe an. Sie ist ohne Frage eine kluge,

spöttisch kühle Schilderin der Gesellschaft und der Offizierswelt; dennoch bleibt sie das widerspruchsvollste Frauentalent.

Sie ist in steter Gährung, ihre Darstellung ist sinnlich überhitzt; ganze Partien ihrer Romane tragen den Stempel urwüchsigen Talents, andere denjenigen wirrer, konfuser Unkraft. In ihren Romanen „Ein Narr", „Misere", „Die Jungen", offenbart sie ein kluges Verständnis für die gährenden sozialen, religiösen und ethischen Ideen. Aber nur „die Familie von Barchwitz" ist ziemlich ausgegoren. Es scheint, als fehle ihr alle Selbstzucht, als stünde sie in einer ruhelosen Hetze der Arbeit und ließe sich nicht Zeit. Ihre Menschen sind daher zum Teil nur Schemen. Ihr Stil ist manchmal ein Kunterbunt von allem Möglichen, so im „Fremden": grobnaturalistische Episoden stehen neben mystisch-symbolischen, wilderotische Liebesscenen neben sarkastischer Simplicissimusschilderung. Und ihr Deutsch scheint sie letzthin durch die Häckselmaschine zu ziehen, so zerstückelt sind ihre Sätze.

Finden wir bei Hans von Kahlenberg schon einen starken Strich ins Soziale und Naturalistische, so um so mehr noch bei Anna Croissant-Rust, Elisabeth Mentzel, Adine Gemberg, Elsbeth Meyer-Förster, Clara Viebig und Ilse Frapan.

Sie alle trug die große Springflut des Naturalismus hoch. Diese Frauen scheuen sich nicht, tapfer in die dunklen Abgründe des Arbeiterproletariats hinunterzuleuchten, so die feinsinnige Frankfurterin Elisabeth Mentzel, die uns in ihrem Roman „Welches Gebot?" eine tiefgefühlte soziale Studie gab. Die konsequenteste Naturalistin unter den genannten Frauen ist Anna Croissant-Rust. Sie entrollte in ihrem „Feierabend" ein herbes Stück Münchener Arbeiterelends, doch findet man auch bei ihr wundervoll zarte Naturschilderungen, worüber auch die liebenswerte Elsbeth Meyer-Förster in ihren „Geschichten" verfügt, die bekanntlich das erschütternde Schicksal hatte, eben nach dem großen Erfolge ihres Gatten — mit „Altheidelberg" — ins frühe Grab gerissen zu werden. Ilse Frapan und Clara Viebig sind geborene Erzählerinnen. Sie hüten sich ängstlich zu reden, sie bilden. Ihre eigenste Form ist die Skizze, ihre Novellen haben nur mehr Länge, und ihre Romane sind nu Skizzenreihen.

Obgleich sie selbst in Zürich studierte und überall das freie Selbstbestimmungsrecht der Frau vertritt, ist Ilse Frapan



keine Emanzipierte. Sie findet sie sogar lächerlich, die „Siebengescheite mit den abgeschnittenen Haaren", und in den „Liebesmühen" sagt sie über sie: „Zum Teufel auch, sie haben keinen Duft; sie haben keinen Schmelz, Küchenkräuter oder offizinelle Pflanzen sind sie, aber keine Blumen. Buben in Unterröcken! die Not der Zeit mag's entschuldigen; aber geschmackvoll ist es nicht, die Menschheit so zu uniformieren." In Ilse Frapan ringen zwei Grundstimmungen des modernen Weibes. Aus ihrem sozialen Mitgefühl, das sich oft erbittert gegen die Gesellschaft auflehnt, schafft sie Novellen und Romane wie die „Schreie", „die Betrogenen" und „Wir Frauen haben kein Vaterland". Daneben aber verfügt sie über einen glücklichen Humor, der sich besonders in ihren Hamburger Novellen als köstliche Charakterkomik äußert.

Humor hat Clara Viebig eigentlich selten. Sie ist vorwiegend ernst. Sie hat eine meisterhafte Fähigkeit, unkomplizierte Naturen und dumpfe Triebmenschen darzustellen, wie in den Novellensammlungen „Kinder der Eifel" und „Vor Tau und Tag". Innerlich gewachsen ist Clara Viebig, seit sie vom Rhein ihre neue Heimat in Berlin fand, sicherlich: „Das Weiberdorf" offenbarte eine keck zupackende, naturalistische Kraft, und „das tägliche Brot" unternahm den großen Versuch, das Leben des ganzen Dienstbotenstandes in einer totalen Zusammenfassung zu geben. Aber gerade in diesen beiden Büchern mangelt ihr noch eins: Die straffe Komposition, die im „täglichen Brot" in einer symbolischen Um- und Durchrankung der Handlung hätte bestehen müssen, wie sie z. B. Zola liebt. Clara Viebig ist übrigens eine der wenigen schreibenden Frauen, welche von der Emanzipation der Frau keine Worte macht. Sie glaubt stillschweigend an den Sieg der Frau im Lebenskampf, und gerade ihre Josefine in der „Wacht am Rhein" ist dafür ein Beispiel: sie weiß, daß sie ruhmlos kämpft, wie der gemeine Soldat, von dem niemand meldet, aber dennoch schlägt in ihrer Brust ein Herz voll schweigender Tapferkeit und Liebe, und sie kämpft sich wacker durch ihr schmerzerfülltes Leben.

Bevorzugten diese Frauen mehr die naturalistische Technik und die Schilderung der Wirklichkeit, so darf man dennoch wohl behaupten, daß diese Art des Schaffens der Frau im allgemeinen nicht liegt. Sie liebt, wie Nora, zu sehr das Wunderbare, Romantische, ja selbst Phantastische. Und so mag es sie wohl

am meisten mit Freude erfüllen, daß die neue Strömung der Literatur wieder in die Romantik führte.

Ricarda Huch ist eine solche Romantikerin. Sie ist augenblicklich, neben der Viebig, wohl das dichterisch stärkste Frauentalent. Ihre drei Romane: die „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren", „Aus der Triumphgasse" und „Vita somnium breve" tauchen tief hinunter in die Mysterien des Menschenseins. In ihr ist eine glühende Lebensfreude. Schaffen, leben, sich für Großes in die Bresche werfen, ist ihr treibender Lebensgedanke. Tapfer soll der Mensch dem Schicksal in die Augen sehen, den dämonischen Mächten, die ihn bedrohen, ohne daß er sich wehren kann. Die Menschen Ricarda Huchs haben sämtlich etwas von Träumern, die über die Wirklichkeit stolpern. Sie sehen das Leben durch die Brille glühender Illusionen an. Die Illusion erscheint der Dichterin überhaupt des Lebens Bestes. Sie treibt uns, sie überwindet alle Daseinsschmerzen, sie füllt die Seele stets aufs neue mit dem roten heißen Trank: zu wollen. Verkündete sie im „Ludolf Ursleu" das herbe Schicksal einer Hamburger Patrizierfamilie, die aus dem schweren Fall zur kristallenen Läuterung der Seelen kommt, so bietet der Roman „Vita somnium breve" ganz ähnliche Verhältnisse, während uns das ergreifende Buch von der „Triumphgasse" nach dem Süden, wahrscheinlich nach Triest, führt. Wieviel Elend, wieviel himmelschreiender Jammer, wieviel verkrüppelte Menschen in dieser einen Straße! Und doch: wieviel verklärender Goldschimmer der Poesie über allem! Ricarda Huchs Schöpfungen adelt gebändigte Schönheit, und sie haben etwas von Feiertag und Weihestimmung.

Dagegen erscheinen Fanny Grögers „Adhimuki" und „Himmelsgeschichten" wie ein tolles Koboldlachen. Ach, was ist das Leben doch eine putzige Erfindung, jubeln sie, es ist nur wert, daß man sich darüber lustig macht. Und so läßt Fanny Gröger ihren stud. med. Bombast Lüderjahn und ihre kleinen schnurrigen Engelsgestalten „lustige Bossen und Kurzweil" treiben und durch Erde und Himmel tollen, nicht zum Schmerze ihrer Zeitgenossen, die von der schreibenden Frau ja fast nichts anderes mehr hören, als Klagen über die schlimmen Männer.

Diesen Humor besitzen Sophie Hoechstetter und Maria Janitschek nicht. Sophie Hoechstetter hat dagegen eine große



ethische Weltanschauung und eine innige Liebe zum Märchen, die sie in ihren Romanen „Max Mühlen“ und „Sehnsucht, Schönheit, Dämmerung, Geschichte einer Liebe“ recht glücklich äußert.

Maria Janitschek ist die Pythia unter den weiblichen Talenten, mit den feierlichen Gesten und den ins Metaphysische auffliegenden Gedanken. Aber sie kann auch zur phantastischen Mänade werden, die in wilder lyrischer Glut und im königlichen Pompe tanzt. Sie verachtet den Alltag. Sie verachtet das Alltagsweib. In ihrem Reiche gibt es nur Erlesene: Frauen mit dem heimlichen Königsreife auf der Stirn, Frauen voller Wildheit und Schwüle. Ihre Darstellung ist unausgeglichen. Ihre Philosophien sind verdünnter Nietzsche, und ihre Menschen oft nur phantatische Schemen. Ihre Gesellschaftsbilder aber sind verzerrt wie durch einen Hohlspiegel. Dennoch hat sie die Fähigkeit fortzureißen, weil sie Temperament hat, weil sie, die subjektivste Subjektivistin, uns auf dem Rhythmus ihres Stils hinausträgt aus dieser Welt, ins weite Traumland ihrer Seele.

Nicht in ein solches Traumland, sondern nach Italien trägt uns Isolde Kurz mit ihren „Florentiner Novellen“. Sie ist so erfüllt von dem Süden, daß sie ihn zu ihrer zweiten Heimat machte. Isolde Kurz steht unter dem Einflusse Paul Heyses und Konrad Ferdinand Meyers, doch hat auch der Naturalismus in ihr Frucht getragen. Nicht immer geschieht die psychologische Entwicklung ihrer Menschen ohne Gewaltsamkeiten. Nicht immer glaubt man ihnen ihre Lebensechtheit. Aber dennoch packen ihre Gestalten durch ihre kraftvollen Züge. Dabei besitzt Isolde Kurz eine glutvolle Sprache, die sie vornehm abzutönen sucht.

Von der Leidenschaftlichkeit einer Isolde Kurz möchte man der Altmeisterin der Frauennovelle, mit der wir den Reigen der Hauptvertreterinnen der modernen Prosadichtung schließen möchten, manchmal etwas wünschen. Schon Otto Ludwig fand, daß es Maria von Ebner-Eschenbach daran fehle. In allen ihren Werken, in „Unsühnbar“, im „Gemeindekind“, und im „Rittmeister Brand“, in denen sie ein Überschäumen der Gefühle darstellen möchte, versagt sie. Sie sieht in dem Glutenbrand der Leidenschaft nur die Gefahr zum Fehltritt. Die Liebe ihrer Menschen ist die schöne geistige Hochschätzung, das tiefe gegenseitige Vertrauen. Sie ist die Aristokratin, die

auf der Höhe alter Kultur steht. Selbstverständlich verabscheut sie auch den Naturalismus. Sieht sie doch die Aufgabe der Dichtkunst darin: die Menschen zu läutern, zu bessern. Derart in unauffälliger Weise belehrend ist ihr ganzes Schaffen. Ihre Menschen ringen sich durch Schuld und Sündennot zur sittlichen Wiedergeburt durch. Dabei empfindet sie, trotz ihres konservativen Herzens, sozial. Menschenliebe und Erbarmen möchte sie in alle Seelen legen, und sie geißelt deshalb die Herzlosigkeit und die Selbstsucht, wo sie sie findet. Sie ist sogar von der tiefen Zweckmäßigkeit der Nächstenliebe überzeugt und sagt in einer ihrer schönen Aphorismen: „Bis zu einem gewissen Grade selbstlos sollte man schon aus Selbstsucht sein."

Ihre Darstellung ist schlicht, aber zu Herzen gehend. Wie sie manchmal aus kleinen Einzelzügen einen Menschen gestaltet, ist ganz meisterhaft, und meisterhaft und wahrhaft edel ist auch ihre Sprache.

Wir könnten die Reihe der schreibenden Frauen noch um viele vermehren, aber es war nur unser Zweck, zu zeigen, wie sehr sich heute bereits die Frau, aus ihrem eigensten Weibesempfinden heraus schaffend, auf dem Felde des Romans betätigt, daß sie in jeder literarischen Richtung zu finden ist und sich an alle Stoffe wagt.

Auch jetzt schon wird sich jedem still der Gedanke aufgedrungen haben: daß die ernsthaft schreibende Frau tatsächlich heute den höchsten dichterischen Ehrgeiz hat, daß sie nach einer lebensvollen Ausgestaltung ihrer Weibeskräfte strebt und daß sie erfüllt ist von ehrlichen sozialen und freien menschlichen Gefühlen, so sehr ihre Bücher auch manchmal noch in Gährung stehen.

VI.

Die Frauenlyrik.

Nein, Verse machen ist wirklich keine Kunst mehr! Die deutsche Sprache ist so reich und melodisch, so nuanciert und biegsam, sie dichtet aus sich selbst. Und dann liegen ferner

die alten schönen Reime, wie „Liebe und Triebe, Herz und Schmerz, Sonne und Wonne“ und wie sie sämtlich heißen, so gemeingefährlich auf der Straße, daß jedes blutjunge Menschenkind, das seinen Goethe oder Heine, seinen Liliencron oder Dehmel einigermaßen kennt, ihnen recht leicht ganz nette Verse nachempfinden kann.

Von solchen „Versen“ wimmelt es in der Literatur. Gerade die Lyrik ist von dilettantischen Versuchen am heftigsten durchseucht. „Dichtet“ doch jeder Deutsche einmal in seinem Leben, in den holden Sauserjahren von siebzehn bis vierundzwanzig. Von da ab läßt er es allerdings gewöhnlich sein, denn eigentlich hat es ja doch keinen Zweck, das „Dichten“ . . .

Der Dilettant, in seiner Anmaßung, weiß gar nicht, daß der wahre Poet dieses Wort nie in den Mund nimmt, einerseits, weil es ihm so ekelhaft abgebraucht, wie ein alter Pfennig erscheint, andererseits aber, weil er die Demut des Könnenden besitzt, der da weiß, daß sein bestes Schaffen doch nur der schwache Abglanz des innerlich Geschauten ist.

Denn der echte Poet schafft immer nur aus einer inneren Anschauung, aus einem inneren Erlebnis. Und deshalb ist auch gerade Goethe so groß, weil er seine Lyrik unmittelbar aus seinem feurig pulsenden Empfindungsleben schöpfte.

Er nahm sich kein Versmaß und skandierte den Inhalt hinein: In Aufruhr gebracht durch ein Erlaubnis, trieb und glühte und gährte es in ihm und verlangte auf der Woge des Rhythmus, der eine Sache des Blutes ist, hinaus ans Licht und wollte geboren werden. Und auf einmal stand es auf dem Papier, was er gefühlt und hatte die Form von selbst gefunden, den herrlichen Auf- und Niederfall der Worte und Klänge, die sich wie Musik ins Ohr schmiegen; in einer klaren, prachtvollen Anschaulichkeit der Bilder stand es da, die uns die Welt einer unendlich reichen Seele aufschließen.

Gerade Goethe war es auch, der auf die Lyrik der Frauen von entscheidendem Einfluß war. Unter ihm machten sie die ersten Gehversuche, wagten sie es, sich selbst zu geben und aus sich herauszulösen, was in ihnen an Glut und Leidenschaft rang und lebte.

So finden wir z. B. in dem Weimarer Kreise bereits eine Marianne von Willemer, Goethes Suleika und Mitarbeiterin am west-östlichen Divan, die bereits der Zauber

eigener, zarter Persönlichkeit umweht, ferner aber auch Luise Brachmann (1777—1822), die phantastische Schwärmerin, welche mehrfach Selbstmordversuche an sich vornahm und deren Ballade: „Was willst Du, Fernando, so trüb und so bleich“ Schillersches Pathos atmet.

Im allgemeinen aber lag es am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts noch wie Scham und Scheu über der weiblichen Psyche, noch fehlte ihr das starke Gefühl innerer Freiheit und Selbständigkeit, noch steckte sie in Gesellschaftszwang und Vorurteil und wagte nicht, wie ein eigenherrliches modernes Weib, von sich zu singen:

„Reiß dir die Maske vom Gesicht,
Zeig ihnen, wie die Wunden bluten“ . .

Erst in den Tagen der Romantik taucht wieder eine selbständige Lyrikerin auf, Luise Hensel, welche innige, tiefreligiöse Verse schreibt, aber wie die Spätromantiker, bedenklich dem Katholizismus zuneigt. Die volle bezwingende lyrische Kraft besitzen erst zwei Frauen aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts: Annette von Droste-Hülshoff und Betty Paoli.

Annette von Droste-Hülshoff ist durch und durch Westfälin: in ihrer streng kirchlichen Gesinnung, in ihrer Feindschaft gegen alle Emanzipationstendenzen, aber auch in der originellen Knorrigkeit und Erdsaftigkeit ihres Talents. Sie haßt die weibliche Sentimentalität, und fast ängstlich geht auch sie noch aller subjektiven Gefühlsäußerung aus dem Wege. Sie möchte bilden, gestalten. Herb, wild und groß sind ihre Vorwürfe, und ihre Balladen z. B. haben meist einen Zug zum Schaurigen, Gespenstischen. Andererseits wieder gelingen ihr wundervolle Stimmungsbilder. Einsam und krank, vermochte sie sich tief in das Wesen der Natur zu träumen, und ihre keuschen, beseligenden Reize in hinreißende Strophen zu bannen.

Betty Paoli erscheint gegen eine Annette Droste überaus korrekt und glatt. Aber sie besitzt das feinere Weibesempfinden und weiß es mit beredter Wärme ihren Versen einzuhauchen. Der Schmerz über eine unglückliche Liebe und eine melancholische Resignation sind der Grundzug ihrer Poesie, die stets durch eine tiefe Wahrhaftigkeit ergreift. Sie schreibt keine Frühlings-, Mai- und Mondscheinklagen, wie die unendliche Schar der nachfolgenden Frauen, die ihre unerwiderten Gefühlchen in den



Jahren von 1850—1886 lyrisch austobt, und von der Mephistopheles diabolisch sagt:

„Es ist ihr ganzes Weh und Ach
Aus einem Punkte zu kurieren."

Selten wohl hat die deutsche Frauenlyrik einen solchen Tiefstand erreicht, als gerade in dem bezeichneten Zeitraum. Sie wurde zum dilettantischen Spiel, zur öden Nachahmerei von Heine, Geibel und Lenau und stand gedanklich ungefähr auf einer Stufe mit den unfreiwillig komischen Versen einer Dilia Helena:

„O nimm mich an als deine Magd
Und dulde mich in deiner Nähe . ."

Bei einer solchen Stagnation und Versumpftheit der Lyrik war es wirklich an der Zeit, daß endlich in den achtziger und neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts eine Revolution im Schrifttum ausbrach und all dies fade lyrische Geschwätz und Geschnäbele in alle vier Winde auseinanderfegte. Und mag man über das Erreichte auch noch so skeptisch denken, zweifellos sprang allmählich ein neues Dichtergeschlecht in die Bahn, das wenigstens den Ernst der Zeit begriff und gläubig mitschaffen und mitbauen wollte an einer tieferen Kultur und Kunst.

Auch die moderne Frau, welche heute bereits ein sicheres Persönlichkeitsgefühl leitet, und die es nicht mehr scheut, ihr seelisches und Weltempfinden der Öffentlichkeit offen bloßzustellen, nahm lebhaft Anteil an den Kämpfen und stellte eine ganze Reihe von Talenten, die auf künstlerischen Ernst und starkes Können Anspruch machen dürfen.

Da haben wir z. B. Frauen, die mitten im sozialen Ringen unserer Tage stehn, und welche das Leid der arbeitenden und sich qualvoll zum Glück sehnenden Menschheit so tief durchzittert, daß es ihnen erschütternde Strophen entreißt, so einer Ada Christen, Clara Müller, Hedwig Lachmann, Marie Eugenie delle Grazie.

Allerdings stammt Ada Christen aus einer früheren Generation. Jedoch besitzt sie schon eine durchaus realistische Lebensauffassung. Ihre Lieder „einer Verlorenen" und „Aus der Tiefe" sind sehr düster gestimmt und Schreie voll Seelennot und Erdenjammer. Ihr Leben erscheint ihr als eine schlimme

Folge von Enttäuschungen, aber immer wieder wagt ihre glückshungrige Seele aufzuhoffen, um desto schwerer gestraft zu werden. Ihre Gedichte sind zum Teil wie Ketten aneinandergereiht, und diese bilden die Etappen ergreifender Lebensromane.

Sie weiß, wie den Menschen der Tiefe zumute ist und erklärt der Gesellschaft bitter:

„All euer girrendes Herzeleid
Tut lange nicht so weh,
Wie Winterkälte im dünnen Kleid,
Die bloßen Füße im Schnee.

All eure romantische Seelennot
Schafft nicht so herbe Pein,
Wie ohne Dach und ohne Brot
Sich betten auf einen Stein.“

Den inneren Unfrieden, den grellen Farbenauftrag und die Heinesche romantische Selbstzersetzung einer Ada Christen besitzt Clara Müller nicht. Ihre beiden lyrischen Bücher „Mit roten Kressen“ und „Sturmlieder vom Meer“ verraten zwar eine vom Leben hart hin und her gezauste Niedersächsin, aber sie ist im Kampfe stark, gesund und helläugig geblieben. Aus ihren Liedern weht der herbe, frische Salzgeruch des Meeres, und sie sind drängend im Rhythmus wie die anwachsende Flut. Clara Müller ist eine leidenschaftliche Vorkämpferin der Arbeiterbewegung und sie erklärt offen von sich:

„Die rote Fahne wieder
Fass' ich mit festem Mut:
Wildtrotzige Freiheitslieder
Brausen durch mein Blut.
Ein Hallen und ein Dröhnen
Kommt weither über Land —
Der Freiheit starken Söhnen
Reich ich die Bruderhand.“

Sozial, aber durchaus nicht in parteipolitischer Beziehung, denkt auch Hedwig Lachmann, die vortreffliche Übersetzerin Verlaines, Baudelairs, Swinburnes und Rosettis. Sie bildet eine der anziehendsten Erscheinungen der weiblichen Lyriker. Durch die Schule Richard Dehmels gegangen, teilt sie mit ihm das schmerzliche Werben um die höchsten Ziele der Kunst.

Bei ihr fühlt man förmlich, einen wie tiefen Prozeß erst das innere Erlebnis in ihrer Seele durchmachte, ehe es sich reich und reif als Vers herausdrängte. Manche ihrer Gedichte bieten in ihrer wundervoll zusammengedrängten Kürze ganze Lebensbilder, z. B.:

„Treu bis in den Tod.

Sie diente ihm getreu beflissen
Als Weib und Magd an fünfzig Jahr.
Sie schob ihm zu die besten Bissen,
Nahm seine kleinsten Wünsche wahr.

Sie hat zehn Kinder ihm geboren
Und hielt sie seinem Unmut fern.
Sie hat sich ganz in ihn verloren
Und ihm gehorcht als ihren Herrn.

Nun starb er ihr. Noch lebenskräftig
Bleibt sie zurück verwaist und fremd.
Zum letztenmal für ihn geschäftig
Bereitet sie sein Totenhemd.

Mit ihren Fingern welk und hager
Wäscht sie den kalten starren Leib
Und dient ihm an dem stillen Lager
Zum letztenmal als Magd und Weib.“

Mehr philosophisch reflektierend ist die Lyrik Marie Eugenie delle Grazies. Ihre „Gedichte“ und „Italienischen Vignetten“ haben eine starke Wucht und Plastik der Sprache. Meist aber steigen sie ins Gedankliche hinauf. Darin ist auch ihr Epos „Robespierre“ groß, dem die moderne Dichtung wenig Ebenbürtiges an die Seite zu setzen hat. Robespierre erscheint ihr als der starke, individualistische Utopist, der sein Volk zu sich emporreißen möchte, aber seinen Glauben an die Entwicklungsmöglichkeit der dumpfen Menge mit dem Leben bezahlen muß. Vorzüglich gelungen sind auch die Charaktere der anderen Revolutionäre, eines Marat, eines Danton und Saint Just. Fast buddhistisch wirkt in diesem Epos die Schlußidee, welche die Dichterin einer erdachten Frauengestalt, der tief skeptischen Lea, in den Mund legt:

„Sei wunschlos und du hast dich selbst erlöst.“

Offenbarte sich schon in Marie Eugenie delle Grazie ein leidenschaftlich pathetisches Element, so umsomehr noch bei einer Alberta von Puttkamer, Maria Janitschek, Isolde Kurz, Hermine von Preuschen und Agnes Miegel.

Alberta von Puttkamer, die Gattin des früheren Staatssekretärs von Elsaß-Lothringen, weist sich in ihren drei Büchern, den „Akkorden und Gesängen“, „Offenbarungen“ und „Aus Vergangenheiten“ als eine tief empfindende Frauenseele aus. Ihre Verse haben ein brennendes Kolorit und große Klangschönheiten, wenngleich sie auch manchmal etwas „schillerisieren“, das heißt in einem Pathos dahinstürmen, dem der kongruente Inhalt fehlt. Ihre Stärke ist vor allem die Ballade mit wildsüßer lyrischer Stimmung. Jedoch gelingt ihr oft auch das reine, innige Naturgedicht, das bei ihr meist einen schwülen Unterton besitzt.

„Sommernachts.

Wie trunken schläft die Juninacht!
Es ist wie Duft von reifem Korn
Weither im Lande aufgewacht —
Die Rose glüht am Heckendorn —
Der Bergwald atmet; manchmal stehen
Die Winde aus den Wolken auf
Und führen sehnsuchtsschwüles Wehen
Der Leidenschaft vom Tal herauf.

Dort blitzt aus dem entschlafnen Land
Ein einzig waches Fensterlein,
Ich habe bald dein Haus erkannt,
Von dort entloht der schwüle Schein,
Und aus beglänzten Büschen fragen
Mich Nachtigallen, wo du bist,
Warum in diesen trunknen Tagen
Die Sehnsucht nicht die Liebe küßt.“

Bannend wie eine wilde Sage sind auch die Verse Maria Janitscheks „Im Sommerwind“. Bald rauschen sie pomphaft, prunkhaft dahin, atmen ein schwüles Feuer und enthalten stolze Gedanken. Aber dann wieder bilden sie bare Prosa, schlechte Prosa sogar, obschon man dann auf einmal wieder auf ein Gedicht stößt, das in seiner tiefen Einfachheit seltsam ergreift:



„Mädchenfrage.

Als Kind hab' ich oft geweint,
wußt nicht warum,
nun muß ich oft heimlich lachen,
weiß nicht, warum.

Es greift in meine Saiten
eine rätselhafte Hand,
ein Fremdes will mich leiten
in ein unbekanntes Land.

Ich fasse dich nicht, o Leben,
weiß nicht, wer wir beide sind,
weiß nicht wohin wir streben,
wo ich mein Ziel wohl find."

Hermione von Preuschen, die Gemahlin Konrad Telmanns, ähnelt der Janitschek, nur ist sie noch mehr Feuerseele, ja, ihr Empfindungsleben gleicht geradezu einem ununterbrochen tätigen Vulkan, der sich einfach naturnotwendig ausstürmen muß. Ihre Gedichte zeigen durchaus keine Meisterschaft, aber sie interessieren wegen der eigentümlichen Persönlichkeit der Verfasserin, die bekanntlich auch als Malerin mit ihrem mors imperator einen Sensationserfolg davontrug.

Agnes Miegel gleicht ebenfalls einer Alberta von Puttkamer. Ihr ist auch am wohlsten, wenn sie sich in einer Fülle brennender Bilder ausschwelgen kann. Sie empfindet weniger rein lyrisch, als malerisch und am besten gelingen ihr Schilderungen aus der Sage und Geschichte, in denen sie ihrer glühenden Wortphantasie freien Lauf lassen kann, so z. B. in den „Kindern der Kleopatra":

„Wir sind die Kinder der Kleopatra,
Gezeugt in Nächten, wenn die Nilflut schwoll
Und segenspendend flutete ins Land,
Zum Leben wachgeküßt von heißen Lippen,
Noch blutend von den Küssen Mark Antons.
Das erste Lied, deß süßer Silberton
Um unsere goldnen Wiegen schmeichelnd klang,
Es war das Lied, was unsere Mutter sang
Dem, der als Zeus die sterbensselige,
Berauschte Semele zur Sonne trug." — — —

Schon in den Gedichten Alberta von Puttkamers kling einem manchmal leise die Erinnerung an Konrad Ferdinand Meyer auf. Genau so ist es bei Agnes Miegel und der Neuromantikerin Ricarda Huch. Ihre Lyrik ist nicht so stark, wie die Gewalt ihrer Prosa. Nur zu oft zwingen sie der Reim und der Versbau zur Aufgabe ihrer schönen Ursprünglichkeit. Trotzdem auch in ihrem Blut ein loderndes Glücksbegehren treibt und der Spruch des großen Schweizers: Genug ist nicht genug! auch der ihre ist, so ringt sie ihre lyrische Glut doch in eine scheinbare starre Kühle in den Versen nieder. Manchmal, wie in den Liedern „Aus dem Dreißigjährigen Krieg", gelingen ihr schöne, kräftige Bilder, selten aber das reine, einfache Empfindungsgedicht, wie z. B.

„Sehnsucht.

Um bei dir zu sein,
Trüg ich Not und Fährde,
Ließ ich Freund und Haus
Und die Fülle der Erde.

Mich verlangt nach dir,
Wie die Flut nach dem Strande,
Wie die Schwalbe im Herbst
Nach dem südlichen Lande.

Wie den Alpsohn heim,
Wenn er denkt, nachts alleine,
An die Berge voll Schnee
Im Mondenscheine."

Zu den Neuromantikerinnen gehört auch Helene Voigt, die Gattin des vortrefflichen Verlegers Eugen Diederichs. Tief verwachsen mit den schleswigschen Heiden, Marschen und Mooren liegt ihre Stärke in der Behandlung des Landschaftlichen. Ihr gelingen in den Gedichten „Unterstrom" entzückende Naturschilderungen, daneben aber auch weiche, elegische Seelenträumereien. Manchmal allerdings glüht in ihren Poesien auch wilde Leidenschaftlichkeit:

„Nun gilt es zweierlei;
Löschen oder Vergluten,
Vergessen oder Bluten —
Noch bin ich frei."

Daß Helene Voigt-Diederichs auch ein großes Verständnis für die herben Menschen der jütischen Halbinsel hat, beweisen ihre Prosabücher „Abendrot" und „Regine Vosgerau",



Werke ohne spannende äußere Handlung, aber erfüllt von einer leuchtenden, inneren Wärme, die manchmal psychologische Offenbarungen aus den Tiefen der Weibesseele bringen, wie sie nur eine Frau erfühlen kann.

Besaß die Lyrik der genannten Frauen meist ein stark gedankliches Element und wucherte dieses Gedankliche manchmal sogar zur breiten Reflexion aus, so suchen andere Frauen wieder ihr Ideal in dem einfachen lyrischen Lied, das dicht neben dem Volkslied wurzelt.

Zu diesen Lyrikerinnen gehören eine Anna Ritter, Marie Stona und Thekla Lingen.

Anna Ritter ist von den Tageskritik bei ihrem ersten Auftreten zweifellos stark überschätzt. Was ihre „Gedichte" auch dem strengen Beurteiler lieb und wert machte, war ihre reine, weibliche Wärme und Natürlichkeit. Sie waren die lyrische Beichte einer jungen Frau, die durch die Liebe zum Glück und Begreifen des Lebens erwachte. .Es war soviel holdes Mädchensehnen, soviel zitterndes, erstes Aufquellen des reifenden Weibes in ihren Versen, und sie wußte so reizend mit ihrem roten Munde und ihren schönen weißen Armen zu kokettieren. Leider aber ist ihre Entwicklung ausgeblieben, wie so oft bei den Frauen, und ihr Gedichtband „Befreiung" bietet wenig neues. Dennoch sind eine Reihe ihrer melodiösen Verse, die so oft direkt nach Vertonung drängen, außerordentlich lieblich, so z. B.

„Im Felde.

Die Luft geht schwer.
Zittert ein seltsames Licht
Über die Felder her . .
Grad, als ob's ein Gewitter wär . .
— — — — — — —
Küsse mich nicht. —
Wiegt sich die Weide dort
Her und hin,
Wackelt grad
Wie die Nachbarin.
Laß es die Alte
Um Gott nicht sehn,
Daß wir hier unten
Beisammen stehn!

Hat gar ein böses Maul,
Bringt's noch heute
Unter die Leute,
Zeigen sie mit den Fingern auf mich. —
Sahst du, wie's eben vorüber schlich?
Mit heißem Atem
Und huschenden Schritten?
Hat eine braune Kutte an,
Einen Strick um die Mitten,
Und zwei glühende Augen im Gesicht.
— — — — — — —
Küsse mich nicht!
Ich wollt, ich wär erst zu Haus!
Ist keine Seele im Feld. —
Alles so still und so dunkel und heiß —
Faß mich nicht an
Und sprich nicht so leis,
Komm lieber und laß uns gehn.
Ist mir doch bang, dich zu sehn,
Dich und dein bittend Gesicht —
Küsse mich nicht . . . ach . . .
Küsse mich nicht!"

Mehr Entwicklung weist Marie Stona auf. Zeigte schon ihr „Buch der Liebe" eine stille Einfachheit und Reife ohne jede Pose, so ist sie in ihren „Liedern einer jungen Frau" noch bedeutend gewachsen. Sie hat nichts gemein mit den äußerlich Emanzipierten, sie will nichts sein als Weib, das uns tief hinunter in die Geheimnisse ihres Seelenlebens blicken läßt. Sie irrt und leidet, liebt und ist glücklich; sie zürnt und grollt, sie ist, wie ein Frauenherz. Rührende Bilder weiß sie aus dem Leben der Kinderstube zu finden und den unbewußten Tiefsinn kindlicher Fragen vortrefflich lyrisch auszubeuten. Eine schöne Probe ihrer Gestaltungskraft, die alles Gedankliche in Plastik umzusetzen weiß, ist z. B.

„Allerseelen.

Mach auf das Tor, 's ist Allerseelen heut,
Ein armes Seelchen bin ich selber schon,
Poch an die Pforte der Vergangenheit:



„Ich bin's — so mach doch auf! Kennst mich nicht mehr?
An deinem Herzen bin ich oft gelegen,
Du küßtest mich, — es ist nicht lange her.

Mach auf! Wie eine arme Bettlerin
Steh ich vor deiner dichtverschloss'nen Türe,
Und war doch einmal deine Königin!

Mach auf! Daß all mein Bitten dich nicht rühre,
Unmöglich ist's! Denn dein Gemüt ist weich —
Ich weiß es — war es doch mein Himmelreich!"

Eine Mischung germanischer und slavischer Rasseelemente stellt Thekla Lingen dar. Sie ist Deutsch-Russin. In ihren Büchern „Am Scheidewege" und „Aus Dunkel und Dämmerung" wagt sie es offen, sich „die Maske vom Gesicht zu reißen" und zu zeigen, wie ihre „Wunden bluten." Es ist die Tragödie der Alltagsehe, die sie in ihrem ersten Werke darstellt, das Sehnen des Weibes aus der Enge zum freien Flug und mag er über Schuld und Sünde gehen, wenn er nur zum Glück führt. In ihrem zweiten Buche ist sie ernster und innerlicher geworden. So manches, was nur Rausch und Traum und Phantasterei war, ist verflogen, und geblieben ist das geläuterte Weib, das sich ehrlich zum Frieden kämpft.

Lodert manchmal schon in Thekla Lingens Versen ein schwüles Sinnenfeuer und erotisches Element auf, so hat dieses unbedingt die Herrschaft in den Dichtungen einer Marie Madeleine, Margarete Beutler, Dolorosa und anderer. Sie reißen die letzten Hüllen von der Weibesseele. Mag das einerseits der brennende Drang nach Wahrheit sein, wie sicher bei Margarete Beutler, meist ist es jedenfalls — etwas anderes. Es ist geschlechtliche, krankhafte Überreizung, es ist die reine Lust am Verblüffen, es ist seelische Schamlosigkeit, die eine Marie Madeleine in ihren Grisettenpoesien „Auf Kypros" und Dolorosa in ihrem Machwerk „confirmo te chrysmate" entfalten. Nie ist die Frau vom Manne behandelt worden, wie hier von Frauen selbst, die übrigens über glänzende Verstalente gebieten. Es verrät mehr als Hysterie, wenn eine Marie Madeleine, eine Dame der Berliner Aristokratie schreibt:

„Du warst in meiner Tabelle
Nummer einhundertundzwei usw.

Und eine Dolorosa ist einfach reif für eine Kaltwasserheilanstalt, wenn sie sich die Verse leistet:

„... Laß mich küssen, mein Fürst, deine grausamen Hände
Für das jubelnde Glück deiner Peitschenhiebe."

Allerdings bilden solche „Talente" zum Glück Ausnahmen. Aber da ihre „Poesien" verschlungen werden, so kann man sich nur mit dem größten Abscheu gegen sie wenden, gerade wegen einer gedeihlichen und gesunden Fortentwicklung der Frauenlyrik.

VII.

Das Frauendrama.

Woher es nur rühren mag, daß die Frau, die doch auf dem Felde des Romans und der Lyrik so manche Probe wundervoller Gestaltungskraft lieferte, bisher auf dem Gebiete der höchsten dichterischen Gattung, im Drama, fast gänzlich versagte?

Sollte der alte Skeptiker Recht besitzen, der da spottete: „Plaudern, amüsant erzählen und boshaft geistreich sein, das kann sie schon, die Frau. Das lehrte sie ihr Salon. Aber eins erwarte man nicht von ihr: daß sie originell gestalte und sich mit eiserner Selbstsucht auf ein Ziel konzentriere. Wenn ihr das nicht zu langweilig wäre, ist es ihr sicher längst nicht interessant genug."

Zweifellos fordert das Drama vor allem einen Kampfmenschen, den es gelüstet, sich mit der Welt auseinanderzusetzen. Er personifiziert alle Gegensätze seines „Ichs" in Gestalten, die um die Herrschaft miteinander ringen. Andererseits aber erfordert das Drama auch eine Herrennatur, die unbarmherzig und konsequent mit ihrem lebendigen Material, den handelnden Menschen, umzuspringen weiß. Gerade der Dramatiker muß rücksichtslos auf sein Ziel losgehen. Er muß mit harter Hand alles Unwesentliche, das nicht unbedingt zur Sache gehört, ausscheiden. Er darf sich nicht lyrisch ausschwelgen, er darf nicht

erzählend in die Breite gehen, wie es gerade die Frauen so lieben. Das Drama erfordert die schärfste Logik in der folgerichtigen Entwicklung des Wesentlichen, in der Entwicklung (oder Aufwicklung) der Charaktere. Es muß in einem ununterbrochenen, raschen Flusse zu den wilden Katarakten führen, wo die entscheidenden Willens- und Tatenäußerungen der handelnden Menschen vor sich gehen.

Der echte Dramatiker gleicht dem Staatsmann: Wie dieser die hundert Fäden seiner Politik, so hält jener die Schicksale seiner Menschen mit festem Griffe in den Händen und hütet sich, daß sie ihm entgleiten.

Um sicher zu gestalten, bedarf der Dramatiker einer eminenten Einsicht in die Wirklichkeit. Er hat auf den Grund aller menschlichen Erscheinungen zu dringen und die geheimsten Triebfedern menschlichen Wollens und Handelns aufzudecken. Er hat die Pflicht, sofern er ein echter Dichter ist, den kleinsten realen Vorgang aus seiner reinen Oberflächenerscheinung in eine typische, in eine Ewigkeitsbedeutung zu rücken.

Für all diese Dinge verfügt dabei der Dramatiker nur über ein einziges Mittel: über das Wort, welches er aus dem Munde seiner handelnden Menschen kommen läßt. Allein durch den Monolog und den Dialog kann er charakterisieren, Stimmung machen, handeln lassen. Der Dramatiker muß psychisch von höchster Beweglichkeit sein. Er muß sich gewissermaßen in jedem Augenblick in die Seelen seiner Geschöpfe hineinverteilen, um auch in jedem Augenblick für jeden das richtige Wort, die richtige Gebärde, die richtige Reaktion auf die Äußerung des andern zu finden.

Diese Fähigkeit, sich in jedem Augenblick in ein anderes Geschöpf seiner Phantasie zu verwandeln und doch gleichsam stets als ein lenkender Demiurg über dem fortschreitenden Ganzen zu wachen und zu Gericht zu sitzen, diese Fähigkeit höchster Kultur: man selbst zu sein und alle andern, extrem subjektiv und extrem objektiv zugleich, diese Fähigkeit hat die Frau bislang wenig entwickelt. Nicht, weil sie es nicht kann, sondern weil sie noch nicht die lange Kunst- und Kulturvergangenheit besitzt, wie der Mann.

Mag auch die Seele der Frau sonst im Leben die rätselvollste Sphinx sein, im künstlerischen Schaffen äußert sie sich meist sehr unkompliziert. Im künstlerischen Schaffen tritt

sie den Dingen meist nicht überlegen und objektiv genug gegenüber. Sie läßt ihrem Weibestemperament zu sehr die Zügel schießen. Sie geht an die Dinge entweder mit einer heftigen Sympathie oder einer ebenso starken Antipathie hinan. Ihr Herz ist meist sehr stark beteiligt und schlägt ihre Logik in Fesseln. Schildert sie Menschen im Drama, so offenbaren sie meist nur zwei Charakterseiten. Sie sind entweder lichte Engel oder abgefeimte Bösewichter. Gerade im Drama fehlt der Frau zumeist die Fülle der Nuancen. Und deshalb haftet ihren Menschen meist etwas Konstruiertes an.

Was ferner die Frau sehr selten vermag, ist das Komponieren eines Dramas. Sie beherrscht die Technik, die doch für den Erfolg ungemein bedeutungsvoll ist, in den wenigsten Fällen. Konsequenter Weise lehnte sich daher auch meist die Frau, welche die Bretter eroberte, an Vorbilder an. An Vorbilder im Drama, oder sie nahm packend gestaltete, dramatisch zugespitzte Romane und arbeitete sie für die Bühne um. Mit einem Wort, sie lieferte Theaterstücke, aber keine Dramen. —

Diese Anlehnung an die Dramen eines Plautus und Terenz finden wir schon bei einer Roswitha von Gandersheim, der mittelalterlichen Nonne; wir finden sie aber auch im achtzehnten Jahrhundert bei Adelgunde Gottsched, die ihren theaterfreudigen, aber pedantischen Gemahl wacker mit der Überarbeitung französischer Stücke unterstützte. Als der Typus der Theaterschriftstellerinnen, die bedenkenlos jeden spannenden Roman, der auf ihren Schreibtisch kam, für ihre Theaterstücke ausschlachtete, kann Charlotte Birch-Pfeiffer (1800—1868) gelten. Zweifellos besaß sie ein frisches Talent, das keck zufaßte, effektvoll und raffiniert war. Sie verfügte unbedingt über eine Bühneneinsicht, die es ihr gestattete, einen Roman in ein Drama zu packen, ohne daß ein Zipfelchen davon übrig blieb. Da sie dabei sehr red- und tränenselig und hochmoralisch war, so wurde sie natürlich auf lange Zeit der erklärte Liebling aller derer, die nicht alle werden, und ihre Werke, wie die „Waise von Lowood" und „Die Grille" ernteten Tränenströme der Rührung.

Ihre Tochter, Wilhelmine von Hillern, wurde ihre würdige Nachfolgerin. Ihre „Augen der Liebe" und „Ein Autographensammler" beweisen allerdings eine selbständige Erfindungsgabe, doch mangelt es ihnen an Geist und innerer Wahrheit. Ihr



ähnlich ist eine andere Dramatikerin, Elise Levi (Henle), deren Lustspiel „Durch die Intendanz“ sogar preisgekrönt wurde, ohne daß es dadurch der verdienten Vergessenheit entrann. Liebenswürdiger erscheint uns eine Amalie, Prinzessin von Sachsen, die in ihren Dramen, „Doktor Löwe“, „Der Oheim“ u. a. besonders solche Charaktere verherrlichte, die unter der rauhen Schale einen prächtigen Kern besitzen.

Ernster als diese Theaterschriftstellerinnen muß man eine Elise Schmidt nehmen. Sie repräsentiert eigentlich allein das Genie unter den weiblichen Dramatikern.

Natürlich muß man sie aus ihrer Zeit heraus betrachten, aus den fünfziger Jahren heraus, wo ein Friedrich Hebbel und ein Otto Ludwig einsam und verbittert in einer unendlichen Schar von blutlosen Schillerepigonen und philiströsen, tränenseligen Rührstückfabrikanten um eine karge Existenz ringen mußten. Elise Schmidt ist eine Schülerin Hebbels. Sie liebt, wie er, das Gigantische, Ungeheure. Sie verschmäht alle weicheren Linien, aller Harmonie; ihr liegt vor allem das Trotzige, Wildkühne, Herbe und Harte. Ihr „Judas Ischariot“, ein Drama, das für billige 20 Pfennig in der Reclamschen Universalbibliothek zu haben ist, ist leider nur sehr wenigen bekannt. Gewiß wird die dramatische Handlung von Arabesken wild überwuchert, gewiß sind ihre Bilder oft übertrieben bizarr, schwülstig und selbst bombastisch, dennoch: das Werk rührt an die höchsten ethischen Probleme, es ist die Feuerglut eines Genies darin und manches, besonders in der tiefsinnigen Charakteristik des Judas Ischariot, ist von hinreißender Größe und Pracht des Ausdrucks. Ihre übrigen Werke, „Der Genius und die Gesellschaft“, worin sie die Schicksale Lord Byrons behandelt, und der „Macchiavelli“ erreichen den „Judas Ischariot“ nicht, doch sind auch sie noch die Produkte einer außerordentlichen Frau. —

Der eigentliche Umschwung der Theaterschriftstellerin zur ernsten Dramatikerin vollzog sich erst in unsern Tagen. Die Losung ihrer männlichen Kollegen in Apoll: Los von aller Schablone! Zurück zur Natur! übernahm auch die Frau. Sie suchte sich auch im Drama in den Geist der Zeit hinein zu finden. Sie wurde sozial, sie wurde die naturalistische Technikerin, der es weniger auf das „Was“ des Stoffes, als auf das „Wie“ seiner Ausgestaltung ankam. Aber seltsam, so wenig dramatisch

eigentlich die meisten naturalistischen Versuche des Mannes waren, so wenig waren es auch diejenigen der Frau, obgleich man doch hätte hoffen dürfen, daß gerade sie, mit ihrem Temperament, mehr Zug und Wirkung in ihre Dramen hätte bringen müssen.

Dabei war die Schar der Frauen, die um den dramatischen Lorbeer rangen, gewiß nicht klein. Eine Margarete Langkammer (Richard Nordmann) schrieb ihre „Gefallenen Engel" und „Die Überzähligen", eine Clara Viebig „Die Pharisäer" und „Barbara Holzer", eine Juliane Dery „Die Schand" und „Die selige Insel". Aber so tüchtig auch die Beobachtungsgabe all dieser Frauen war, so sehr ihnen auch manchmal die Stimmungsmalerei und die Charakterzeichnung einzelner Menschen gelang: über das Milieustück, das undramatisch und erdschwer war, kam eigentlich keine hinaus. Eine allerdings: Ernst Rosmer, die sich an Gerhart Hauptmann schulte und ihn in mancher Hinsicht auch erreichte, so z. B. in ihrem „Tedeum" und in der „Dämmerung". Sie machte sogar in ihrem „Themistokles" den Versuch, über das naturalistische Milieustück zur großen Tragödie hinzugelangen; aber es gelang ihr leider nur halb, trotzdem das Werk eine energische Plastik der Rede aufweist. Andererseits versuchte sie sich auch mit ihren „Königskindern" im Märchendrama, und, wie man wohl sagen darf, mit einigermaßen glücklichem Erfolge.

Einen vollen Erfolg, der mehr als Tageswirkung wäre, hat die moderne Frau als Dramatikerin noch nicht errungen. Sie kann es vielleicht auch noch nicht. Denn schließlich ist ihre Mitarbeit im ernsten Drama noch so jungen Ursprungs, daß eben noch Generationen von Dramatikerinnen dazu gehören, damit auch ihr die ganze Fülle der Gaben und Mittel werde, wie sie sich der Mann bereits im langen Laufe seiner Kunstausübung errungen hat. Nichts wächst aus sich, weit hat es seine Wurzeln!



VIII.

Die Frau als Brief- und Memoiren-, Tagebuchschriftstellerin und Übersetzerin.

Haben wir bisher über die Frau geplaudert, welche Talent und Ehrgeiz offen zur dichterischen Produktion trieb, und die kühn und selbstbewußt mit dem Manne um den öffentlichen Lorbeer rang, so bleibt uns zum Schluß noch übrig, einen kurzen Blick auf diejenige Frau zu werfen, welche die Fülle ihrer Empfindungen und Erfahrungen, ihrer Menschenkenntnis und ihres Werdeganges nicht zu dichterischen Werken ausgestaltete, sondern sich nur im stillen Rechenschaft von sich und dem Leben ablegte, in Briefen, Tagebüchern und Memoiren, die später, entweder durch den Zufall, oder auch durch die Absicht ihrer Verfasser, an die Öffentlichkeit gelangten.

Gerade unsere Literatur ist überaus reich an solchen Dokumenten von Frauenhand, welche zu unseren köstlichsten literarischen Schätzen gehören und zwar deshalb, weil sie uns sowohl ein getreuer Seelenspiegel tiefer, weiblicher Geister, als wie auch ein wundervoller Aufheller aller intimeren Verhältnisse einer Zeitepoche sind. Denn gerade Briefe, Memoiren und Tagebücher sind selten auf äußere Wirkung berechnet. Ihnen vertraut sich der Schreiber meist rückhaltlos an und zeigt sich in ihnen ohne die Hüllen falscher Interessantheit.

Gerade die rezeptive Natur der Frau, ihre wundervolle Gabe der Anschmiegung und Anpassung, des Mit- und Nachempfindens befähigen sie außerordentlich zum Tagebuch-, Memoiren- und Briefschreiben. Gerade die Frau weiß im Verkehr mit dem geistig bedeutenden Manne *mit* ihm zu gehen. Ihre Freundschaft oder auch ihre Liebe zu ihm machen es ihr möglich, sich bis ins Innerste seiner Gedanken- und Empfindungswelt hineinzufühlen und in den Stunden der rückhaltlosen großen Stimmung das Letzte, Intimste aus ihm herauszulocken. Und

deshalb gerade ist der Briefwechsel großer Geister mit geistig hochstehenden Frauen so ungemein köstlich und aufschlußgebend. Die Memoiren und Tagebücher aber sind es nicht minder, weil wir in ihnen die Gestalten jener Männer, wenn auch durch das Medium einer Frauenseele, nur noch reiner, rückhaltloser, beleuchtet sehen.

Die Glanzzeit des Briefes sowohl, wie der Memoiren und Tagebücher scheint heute vorüber.

Sie war einst langsam aus der Epoche des dreißigjährigen Krieges hervorgewachsen, in jenen verzweifelten Jahren, wo sich die unglückliche deutsche Menschheit endlich wieder auf sich selbst besann und verzehrend wieder den Trieb nach Kultur verspürte.

Zwar standen die ersten fünfzig, sechzig Jahre nach dem entsetzlichen Religionskriege, auch inbetreff der Briefsitten, durchaus unter dem Zeichen elender Ausländerei. Die Sprache der Briefe ist entweder nicht deutsch, sondern lateinisch oder französisch. Oder sie ist abscheulich mit Fremdwörtern durchsetzt. Auch waltet eine seltsam geschraubte und gestelzte Künstlichkeit des Tones vor, und der Geist der Briefe ist verlogen und prahlerisch.

Monsieur Alamode, dieses modisch gekleidete, mit fremden Sprachbrocken um sich schleudernde, geckenhafte Herrchen, das den Typus des feinen Deutschen im 17. Jahrhundert repräsentiert, kennzeichnet auch verblüffend den Ton und Stil der damaligen Briefe, der an Gespreiztheit und Phrasenhaftigkeit, an Satzungeheuern und verzwickten Partikeln nur noch von der Sprache der Kanzleien und Gerichte überboten wurde.

Versucht man das prägnanteste Charaktermerkmal der Briefe jener Tage zu finden, so ist jedenfalls das entscheidende ihre innere Unwahrheit und Unnatur. Trieb doch die strenge Kastenscheidung unmittelbar dazu. Die Deutschen, die sich noch eben vorher nicht genug an Rohheiten und Grausamkeiten zu tun vermochten, wurden nach dem dreißigjährigen Bürgerkriege ungeheuer höflich gegeneinander. Aber schon Goethe sagt: Wenn der Deutsche höflich wird, so lügt er, und so war auch hier die Höflichkeit der Briefe nur ein serviles Katzbuckeln, eine geschmacklose Komplimentiererei, eine alberne Übertreibung der lächerlichsten Rang-, Titel- und Ceremonienfragen, die leider genau der Hundedemut entsprach, welche der Ausländer dem Deutschen vorwarf und unter welcher meist der krasseste Eigennutz lauerte.



Erst ganz allmählich kam in den Ton der Briefe am Ende des 17. Jahrhunderts eine gewisse Natürlichkeit und Volkstümlichkeit, und besonders waren es die Frauen, welche sie entfalteten, weil sie sich durch die elende Zeit eine natürliche Ursprünglichkeit und frische Naivetät gerettet hatten, Eigenschaften, die mit ihrer häuslichen Abgeschlossenheit zusammenhingen. Zwar waren ihre Briefe oft rührend ungeschickt und unorthographisch (Was noch vorkommen soll! Anmerkung des Setzers), aber zum Teil sind sie doch entzückend aufrichtig, humorvoll, derb und frisch, wie die Briefe Lise Lottes von der Pfalz und diejenigen Susanne Behaims.

Eine durchgreifende Wandlung zum besseren entstand erst durch das Beispiel Gottscheds und Gellerts. Zwar waren auch ihnen noch die klassischen Muster des Briefes die Franzosen, doch strebten sie vor allem nach einem reinen Schriftdeutsch, nach einer schönen Einfachheit des Ausdrucks und nach einer natürlichen Ausdrucksweise der Gefühle. Im Kleinparis an der Pleiße, in Leipzig, fanden die beiden allmählich auch ein tieferes Verständnis für ihre Ziele. Der rapide Aufschwung, den die deutsche Literatur nahm, das dringende Bedürfnis des gebildeten Bürgerstandes, sich eigene Umgangsformen zu schaffen und der Pietismus, der auf die Verinnerlichung des Gefühlslebens drang, waren Faktoren, die der Kultur des Briefes vortrefflich zu Hilfe kamen.

Wieder waren es auch hier Frauen, die es in ihrer Korrespondenz zu einer schönen Natürlichkeit des Ausdrucks, ja, zu einer graziösen, feinen Stilgewandtheit und einer ungemeinen Reinheit der deutschen Sprache brachten. Leuchtet doch schon aus den Briefen der Frau Gottsched der neue Geist des literarischen achtzehnten Jahrhunderts, wenn sie 1734 schreibt: „Mein erzürnter Freund! Diesen Augenblick erhalte ich ein Schreiben von Ihnen, worüber ich ungemein bestürzt bin. Scherz und Ernst, Liebe und Kaltsinn finde ich darin so künstlich vermischt, daß ich nicht weiß, was ich denken soll. Nichts als die unvermeidlichen Umstände, die mich länger, als ich wünsche, hier aufhalten, sind die Ursache ihres Unwillens" usw.

Diese frische Natürlichkeit des Ausdrucks, in welche schon ganz leise die Gefühlsseligkeit der Werterperiode hineinschwingt, findet Gellert auch in den Briefen seiner Freundinnen, des Fräuleins von Schönfeld und der Demoiselle Lucius: „In der

Tat," schreibt er, „kann ich mich nicht erinnern, daß ich jemals einen so lachenden und doch natürlichen Brief von einem Frauenzimmer erhalten hätte" . . . Und ein andermal gesteht er: „Ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß die Frauenzimmer bessere Briefe schreiben, als die Mannspersonen; und dieses gilt nicht allein von Frauenzimmern von Stande, die eine gute Erziehung genossen, sondern auch von andern Personen Ihres Geschlechts."

Schon begegnet man in den Briefen um 1750 immer zahlreicheren Anspielungen auf die Literatur, auf die Engländer Young, Pope und Grandison, auf die Deutschen Uz, Rabener, Klopstock, Wieland. Der Geist der Zeit beginnt immer literarischer zu werden. Und mag es auch nur Mode sein, so sind es doch besonders die Frauen, welche ein ungeheures Interesse für die neuaufkommende Dichtung entwickeln. Meta Moller in Hamburg, Klopstocks Geliebte, Julie von Bondeli in Bern, Wielands und Rousseaus Freundin, Karoline Flachsland, Herders Braut und Sophie la Roche sind neben andern Damen der „Lesezirkel" ausgezeichnete Beispiele für diese rege Anteilnahme.

In den fünfziger und sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts trat die Entwicklung des Briefes bereits wieder in ein neues Stadium.

Wie ein schwüler Gewitterdunst lag es damals über Deutschland. Die breiten Massen des Bürgertums rangen immer entschiedener um ihre materielle und geistige Emanzipation.

Die Stürmer und Dränger kamen. Es waren unklare, junge, bürgerliche Revolutionäre, die mit ungestümer Kampfeslust alles Morsche und Überlebte in den gesellschaftlichen, wie in den geistigen und Gefühlsdingen zu Boden zu werfen trachteten.

Den Geist dieser Umwälzungen spiegeln auch die Briefe treu wieder. Sie schlagen plötzlich einen andern Ton an. „Natur, originale, unverfälschte Natur!" lautetete auf einmal auch ihre Devise.

Damals ging es wie heute. Man lebte fieberhaft in den ökonomischen und geistigen Ereignissen. Man fürchtete als Autor, wie z. B. ein Wieland und Goethe, „furchtbar schnell aus der Mode zu kommen". Und deshalb überboten, überschrieen die jungen Revolutionäre sich gegenseitig und hieben desto kräftiger, rücksichtsloser auf die Vergangenheit los. Sie



verlachten das „eitle Gellertische Gewäsch“ des Briefstiels. Sie redeten in einem neuen Tone: Sie schlugen die Sätze ihrer Briefe hin, wie sie ihnen kamen: Kurz, abgerissen, lapidar, wirr, leidenschaftlich, überschwänglich. Selbst Goethe'sche Jugendbriefe sind in solchem Telegraphen- und Stammelstil gehalten. Ein Taumel ergreift das junge Geschlecht. Es fühlt sich riesenstark in seiner jungen Kraft. „Die Augen meines Geistes sind wacker geworden,“ schreibt Bürger an Goethe, „ich stehe da und spreche: Hei! und webe und strebe, und ein Spott sind mir der Sturm und der Strom. O daß ich jetzt zu kämpfen hätte mit Drachen, Riesen und Ungeheuern!“ Auch weisen die Briefe eine maßlose Aufgeregtheit auf. Sie wimmeln von Ausrufungszeichen, Fragezeichen und Gedankenstrichen und „Ach's!“ und „O's!“ und „Ha's“. Der Brief war nicht mehr dazu da, um kühl und sachlich Nachrichten zu übermitteln, er war der Tummelplatz der Gefühle und Empfindungen geworden. „Herzblut im Briefkuvert“ verlangte ein Heinse. Der Brief wurde der schärfste Ausdruck der Individualität.

Auch in den Frauenbriefen bemerkt man auf einmal diese Züge der Individualität, in den schönen graziösen Briefen Eva Königs an Lessing, in den reizend schelmischen einer Dorette Bürger, in den fein durchgeistigten Briefen Charlotte von Lengefelds an Schiller: „Alles schläft schon um mich her, aber ich kann nicht eher ruhen, bis ich Dir, teurer Liebster, einen guten Abend gesagt habe. Jetzt schläfst du wohl. — Ohne Dich ist das Leben mir nur ein Traum; ich bin nie da, wo ich scheinbar bin, sondern meine Seele, meine besten wärmsten Gefühle sind nach Dir hingerichtet. Wie lebst Du? Um unserer Liebe willen, strenge Dich nicht zu sehr an, arbeite nicht zu viel! es kann mir so angst werden, daß Du Dir doch schaden könntest.“

Wundervoll sind auch die Briefe der Frau Rat, Goethes Mutter, die sich vortrefflich selbst zu charakterisieren weiß: „Da mir Gott die Gnade getan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt hat, sondern daß sie nach Herzenslust hat wachsen und gedeihen können, so fühle ich alles, was wahr, gut und brav ist.“

Gerade in der Abfassungszeit dieser Schreiben ist die Kultur des Briefes auf ihrer Höhe angelangt. Er ist kein nüchternes Verkehrsmittel mehr. Er ist der Ausdruck der

höchsten geistigen und seelischen Interessen. Alle Welt hat nun schreiben gelernt, und man weiß sich glänzend, geistreich und natürlich auszudrücken. Die deutsche Sprache ist ja auch durch das Wirken der großen Dichter so wunderbar reich, nuanziert und volltönig geworden, daß das Briefeschreiben eine Freude des Geistes bedeutet.

Man machte aber auch wirklich den ausgiebigsten Gebrauch von seiner Kunst! Das Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist geradezu die Epoche der Briefleidenschaft und Briefwut. Man hat den unaufhaltsamen Drang, sich mitzuteilen. Man sucht sich seine Korrespondenten in aller Welt. Man liest die empfangenen Briefe in den Abendlesezirkeln vor und schwärmt von den Verfassern oder Verfasserinnen. Der Brief wird eine Lebensbedingung der schwärmerischen Freundschaften jener Tage. Man veröffentlicht sie durch den Druck, und sie finden reißenden Absatz. Schließlich wird der Brief zur Abhandlung, wie bei Schiller. Man schreibt Briefe in Versen, man schreibt sogar, nach dem Beispiele Richardsons, Rousseaus und Sophie la Roches den Roman in Briefen und gibt selbst Zeitschriften in Briefform heraus.

Die Frauen teilten diese Briefleidenschaft der Männer. Sie plauderten den Freunden ihres Herzens rückhaltlos die Geheimnisse ihres Herzens aus und vertrauten sich ihnen zärtlich an. Niemand fand an Freundschaften und Herzensbünden zwischen Männern und Frauen etwas besonderes. Jeder trachtete nach der gesteigertsten Verwertung seines Lebens. „Hier ist alles revolutionär kühn, und Gattinnen gelten nichts," urteilt ein Jean Paul über die gesellschaftlichen Verhältnisse von Weimar.

Unzählig groß ist deshalb gerade der Briefwechsel, welcher uns von den bedeutenden Frauen und führenden Geistern jener Epoche überkam. Allein schon der Kreis der Großen von Weimar hinterließ uns wundervolle Schätze, an Briefen sowohl wie an Tagebüchern und Memoiren. Man denke nur an den Briefwechsel Goethes mit Charlotte von Stein, mit Friederike Öser und Katharine Fabricius, mit Betti Jakobi und Johanna Fahlmer, mit Bettina von Arnim und Auguste Stolberg. Man denke an den Briefwechsel Schillers mit Charlotte von Kalb, Charlotte von Lengefeld u. a., an den Briefwechsel Wielands mit Sophie la Roche, Wilhelm von

Humboldts mit Charlotte Diede und Bürgers mit Philippine Gatterer, an den Briefwechsel vieler anderer, welcher sowohl für die Fortentwicklung der klassischen Literatur, wie auch für die intimste Aufhellung derselben von einschneidendster Bedeutung waren.

Dieser einzige Zusammenhang der geistigen Frauenelite mit den führenden Geistern der Nation fand nur einmal noch einen solchen Höhepunkt und zwar in der seltsamen Epoche der Romantik, in welcher auch die literarischen Salons ihre höchste Blüte entfalteten und alles, was Geist und Schönheit, Ideen und Größe besaß, zusammenführten. Gerade in diesen Salons herrschten die Damen, eine Rahel Varnhagen, die Pythia der Berliner Romantiker; eine Ludmilla Assing, Varnhagens Nichte, eine der ersten Frauen, welche sich durch einige majestätsbeleidigende Äußerungen in den Tagebüchern ihres Onkels, welche sie herausgab — einige Monate Gefängnis zuzog; eine Bettina von Arnim, das Kind, die den ernsten Greis von Weimar wie eine Sylphe umflatterte und durch ihr seltsames Wesen bannte; eine Charlotte Stieglitz, die sich aus Heroismus, um ihren Gatten durch seinen Schmerz zum Schaffen zu zwingen, den Dolch in die Brust stieß.

Alle diese Frauen schufen gerade auch für die Brief-, Memoiren- und Tagebuchliteratur Bedeutendes. Ihnen schließt sich selbstverständlich noch eine glänzende Zahl von Frauen an, die ebenfalls mit den erleuchtetsten Geistern in Beziehung standen, wie eine Johanne Schopenhauer mit Goethe, eine Charlotte von Kathen mit dem tapferen Ernst Moritz Arndt, eine Bettina mit dem Fürsten Pückler-Muskau, eine Gabriele von Bülow mit Wilhelm von Humboldt, eine Malwida von Meysenbug mit Friedrich Nietzsche usw.

Trotzdem kann man nicht leugnen, daß die Glanzepoche des Briefes sowohl wie der Tagebücher und Memoiren vorüber ist. Das Jahr 1848 mit seinen Umwälzungen inbetreff unserer Denk- und Empfindungsweise hat der meisten Gefühls- und philosophischen Redseligkeit den Boden geraubt. Die Literatur wird verdrängt durch die Politik, der ideale von dem realen Zeitgeist.

Und unsere Epoche des Dampfschiffs und der Eisenbahnen, der Telegraphen und Zeitungen, welche das geringste gleich in alle Welt hinaustragen, ist dem Briefschreiben und dem Verfassen von Memoiren und Tagebüchern erst recht nicht günstig gesinnt.

Wir leben in zu starker Anspannung und Unruhe. Wir

leben zu rasch und heftig und haben nicht mehr Zeit — vielleicht weil wir gerade so viel korrespondieren — seitenlange, stilistisch meisterhafte Briefe, in welchen wir unsere Gefühle auf das Sorgfältigste sezieren, zu schreiben. Wir sind auch nüchterner geworden. Wir lieben nicht mehr die früher so wertgeschätzten Formalien und Äußerlichkeiten. Wir greifen zur Postkarte, mit ihrer lakonischen, deutlichen Kürze und Bequemlichkeit. Und wo die Glanzepoche des Briefes spaltenlange Epistel produzierte, wie z. B. bei Glückwunschanlässen, greifen wir kurzentschlossen zum Telegramm oder zur — Ansichtskarte.

Die rezeptive Natur der Frau, ihre glänzende Gabe der Anpassung und des Sich-hinein-Fühlens in die Seele der Dinge, hat ihr auch auf einem andern Felde der schönen Literatur noch reiche Früchte getragen, auf dem der Übersetzungstätigkeit. Gerade in Deutschland, das sich stets durch den Trieb ins Kosmopolitische auszeichnete und bemüht war, sich die Meisterwerke fremder Literaturen anzueignen, fand die Frau für ihre Übersetzungtätigkeit einen genügenden Raum. Die große Schar der Übersetzerinnen hier aufzunennen, hat keinen Zweck. Nur seien einige genannt, deren glänzende Begabung eine unmittelbar in die Augen springende ist: Eine Dorethea Tieck, die wacker an der Shakespeare-Übertragung ihres Vaters und Schlegels mitarbeitete; eine Rosa Warrens und die Talvy, mit ihren vortrefflichen Volksliederübersetzungen; Marie von Borch, Emma Klingenfeld, Marie Herzfeld, Therese Krüger und Mathilde Mann, denen wir Deutschen fast ausschließlich die Kenntnis der nordischen Literaturen verdanken.

Daneben beschäftigte sich die Frau natürlich auch noch als wissenschaftliche Schriftstellerin, als Essayisten, als Feuilletonistin, als streitbare Vorkämpferin der Frauen- wie der sozialen Bewegungen und erzielte natürlich auch auf diesen Gebieten zum teil vorzügliche Leistungen. Doch ist es nicht unsere Aufgabe, diese näher zu beleuchten.

Auch schon durch ihre Betätigung auf dem einen Felde der schönen Literatur beweist die Frau genügend, wie gewaltig und ernst ihre Anteilnahme am gesamten Leben der Gegenwart ist und daß sie, in ihrer Art, dem Manne durchaus nicht an Können nach, sondern ebenbürtig zur Seite steht.

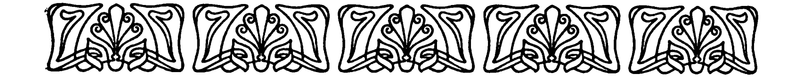
Bilder aus der Geschichte Bremens im 19. Jahrhundert.

Von Johann Beyer, Bremen.

Brosch. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Ein überaus wertvolles und liebenswürdiges Buch nicht nur für alle Bremer im In- und Auslande, sondern auch für alle, die sich für Bremens Geschichte und Geschicke interessieren. Das Buch schildert eingehend, aber in frischer, volkstümlicher Weise die wichtigsten Begebenheiten einer ereignisvollen Zeit, die für die Hansestadt an der Weser von höchster Bedeutung war. Es ist kein trockener Forscherstil, keine langweilige Aufzählung geschichtlicher Ereignisse, die Schilderungen sind historisch unantastbar, dabei reizvoll und interessant wiedergegeben. Es ist ein Volksbuch wie es sein soll.

Vorrätig in jeder besseren Buchhandlung.





Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Niedersächsische Literatur.

August Freudenthal:

Gedichte

von Aug. Freudenthal.
2. vermehrte Auflage.
Eleg. geb. mit Goldschnitt M. 5.

Die Heide.

Stimmungs- und Lebensbilder in Dichtungen.
Gesammelt von Aug. Freudenthal.
Preis hocheleg. geb. m. Goldschnitt M. 6.

Aus Niedersachsen I.

Ein Volksbuch für alt und jung
von Aug. Freudenthal.
Mit dem Bildnis des Verfassers.

Aus Niedersachsen II.

Ein Volksbuch für alt und jung
von Aug. Freudenthal.
Mit vier Abbildungen.

Preis pro Band broschiert M. 3. Gebunden M. 4.

Heidekkern.

Düt un Dat in Nordhannöversch Platt von Aug. Freudenthal.
Heitere und ernste Erzählungen und Dichtungen in plattdeutscher Sprache.
Preis brosch. M. 1.80. Eleg. geb. M. 2.50.
Ein ganz allerliebstes Buch, das keiner der freundlichen Leser unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Friedrich Freudenthal:

Von Lüneburg bis Langensalza.

Erinnerungen eines hannoverschen Infanteristen.

2. Auflage. Mit Abbildungen der bei Langensalza gefallenen Offiziere und Unteroffiziere. Preis brosch. M. 2, geb. M. 3.

Von Stade bis Gravelotte.

Erinnerungen eines Artilleristen.

Preis broschiert M. 2, elegant geb. M. 3. Das Buch ist ein prächtiges Gegenstück zu „Von Lüneburg bis Langensalza".

In Luft un Leed.

En plattdütsch Gedichtenbook.

Preis broschiert M. 1.80, elegant gebunden M. 2.50.

Ünnern Strohdack.

En plattdütsch Geschichtenbook.

Preis broschiert M. 2, elegant gebunden M. 3.

